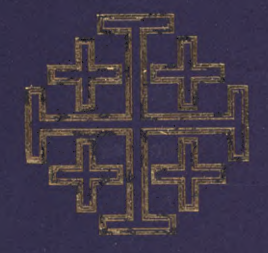
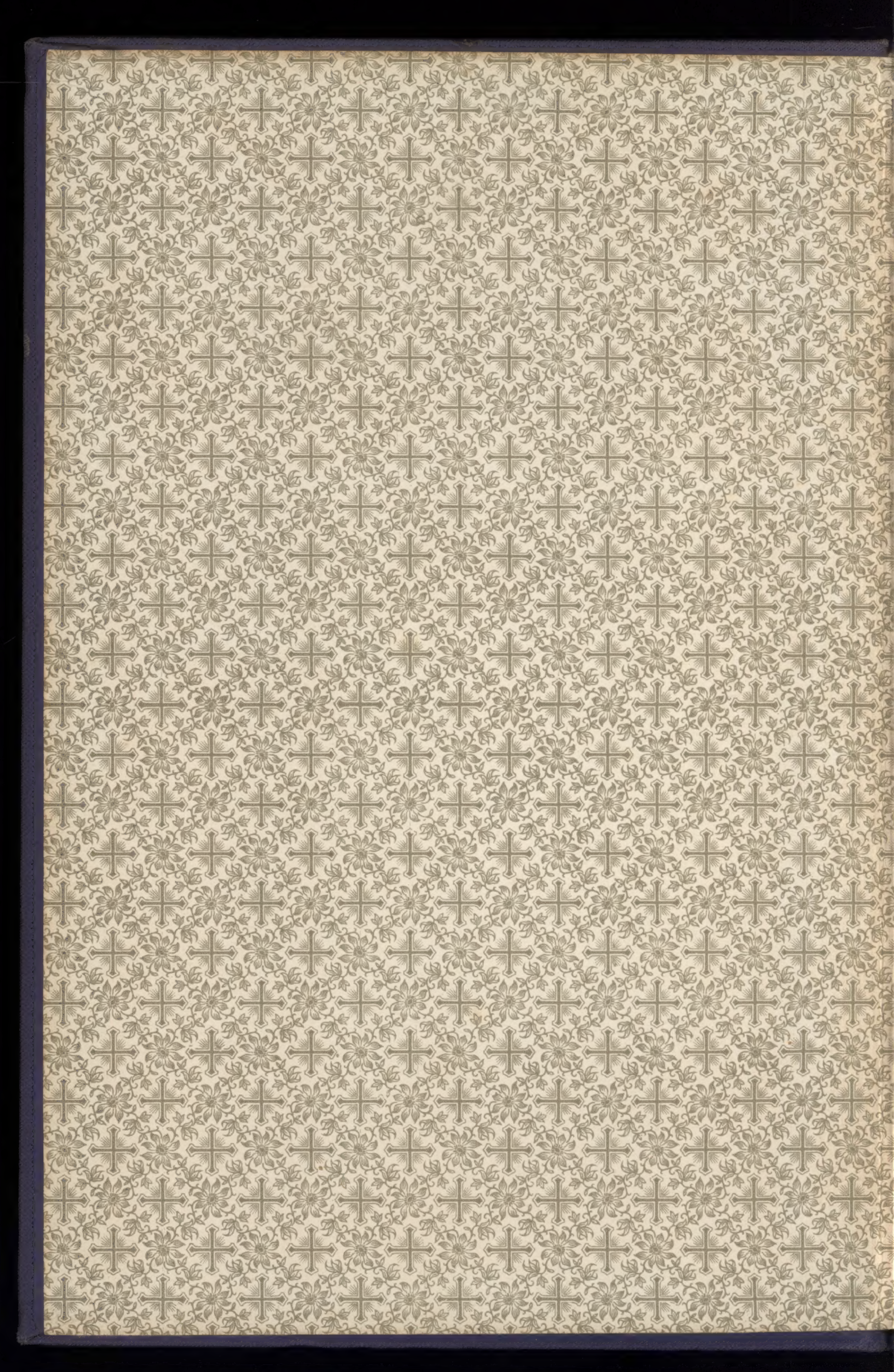
Palästinajahrbuch

des

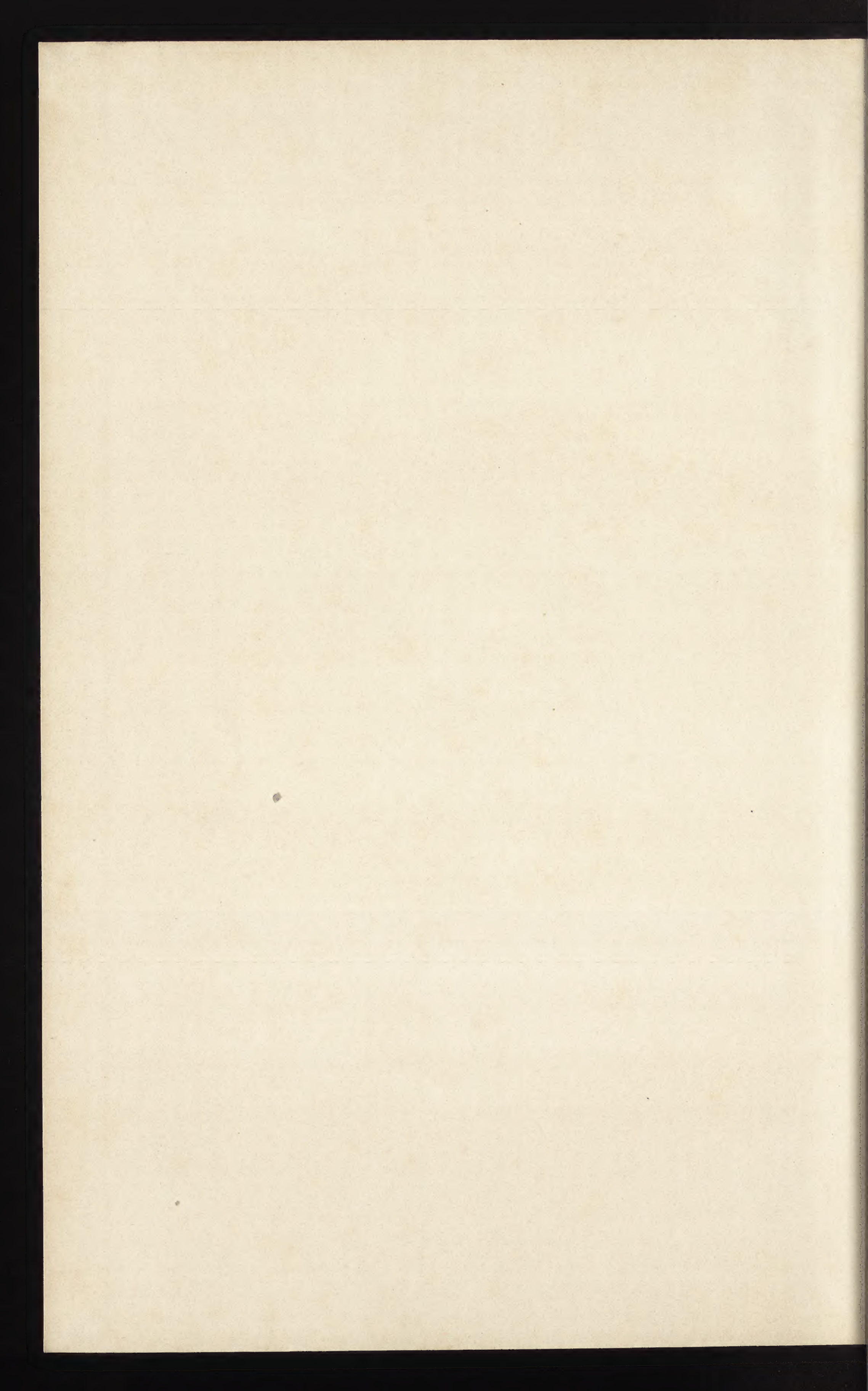
Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem

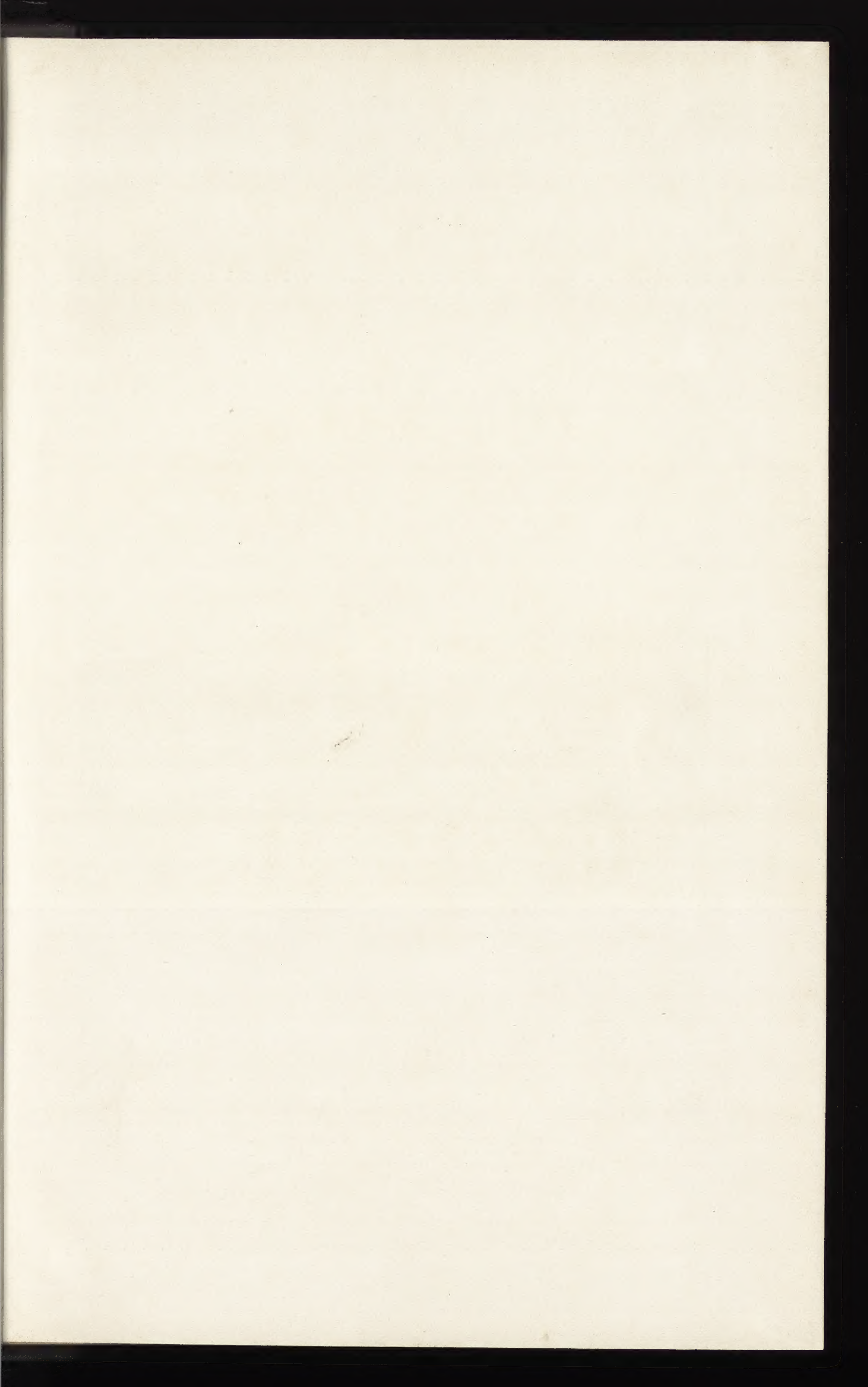
1908













Der Bräutigam im Hochzeitszuge.

Aufnahme von E. Baumann.

Palästinajahrbuch

des

Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes zu Jerusalem

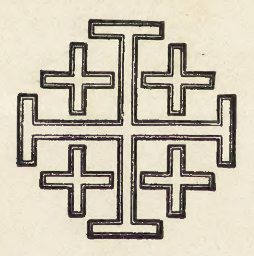
---

Im Auftrage des Stiftungsvorstandes

herausgegeben von

Prof. D. Dr. Gustaf Dalman

Vierter Jahrgang



Mit 7 Abbildungen im Text, 8 Tafeln und 1 Karte in Steindruck

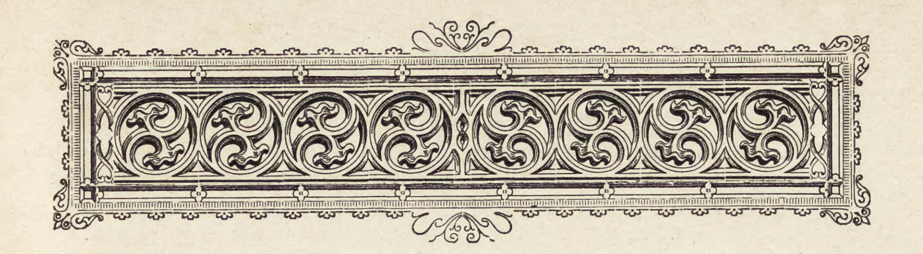
---

Berlin 1908

Ernst Siegfried Mittler und Sohn

Königliche Hofbuchhandlung

Kochstrasse 68—71



Inhaltsverzeichnis.

Abbildungen.

Im Text.

Berichtigungen zu Jahrgang 1906 und 1907.

Pater Germer-Durand in Jerusalem hatte die Freundlichkeit, mir mitzuteilen, daß er die in Palästinajahrbuch 1906 S. 51 mitgeteilte Inschrift in den Échos d'Orient 1900, S. 142 schon publiziert habe. Er liest: K] (ύριε) ὁ Θ [εὸ]ς[β]οήθη Ω. . . . Παρη[γο]ρίῳ τῷ δούλῳ σου „Herr Gott, hilf dem O. Paregorios, deinem Knecht!" und erinnert daran, daß Paregorios auch auf jüdischen Grabsteinen in Jaffa vorkomme. In der Tat ist Paregori auch aus der jüdischen Literatur (j. Ter. 47 d) als Eigenname bekannt, und es ist sehr wahrscheinlich, daß obige Lesung der meinigen vorzuziehen ist. — In Jahrgang 1907, Tafel 4, stammt Abb. 1 und 3 von Domprediger Lic. Baumann, Abb. 2 von Pfarrer Dr. Schwöbel. Ebenda S. 11, Zeile 8 v. u. ist el-ferdsch für el-chuschnīje einzusetzen. D.



I.

Jahresbericht

des Deutschen evangelischen Instituts für Altertumswissenschaft des heiligen Landes

für das

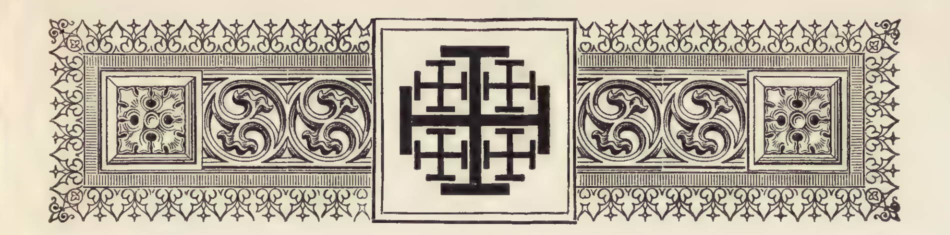
Arbeitsjahr 1907/08

abgestattet

vom derz. Vorsteher Professor D. Dr. Dalman

im Mai 1908.





Paläſtina gehört zu den am beſten bekannten unter den nicht-europäiſchen Ländern. Doch enthält es in ſeinem kleinen Umfang Gebiete, welche der Fuß des Europäers nur ſelten betreten hat, und es fehlt ſelbſt für die am öfteſten beſuchten Teile noch immer an Beſchreibungen, welche auf Grund einer tiefer dringenden Kenntnis der Natur, der Bevölkerung und der wirtſchaftlichen Verhältniſſe des Landes ſeiner Eigenart völlig gerecht werden. Die von Jahr zu Jahr an Zahl zunehmenden Reiſebeſchreibungen ſind in dieſer Richtung faſt ohne Ausnahme gehaltlos, wenn nicht irreführend, noch abgeſehen davon, daß auch der verwirrende Einfluß der in Paläſtina üppig wuchernden topologiſchen Tradition in ihnen zur Erſcheinung kommt.

Es iſt deshalb nicht überflüſſig, wenn unſer Inſtitut bemüht iſt, bei den ihm zugeſandten Geiſtlichen wie Gymnaſiallehrern gegenüber der Tradition die echten Denkmäler der heiligen Geſchichte zu ihrem Recht zu bringen und die wirkliche Eigenart des Landes nach allen Seiten hin zur Beachtung zu empfehlen. Die gleiche Aufgabe hat für einen größeren Kreis unſer Jahrbuch. Es will eine wahrheitsgemäße Kenntnis des heiligen Landes in Gegenwart und Vergangenheit fördern. Auch die darin aufgenommenen Reiſeſchilderungen ſind nicht bloß als ein angenehmer Leſeſtoff gemeint, ſie ſollen vielmehr durch die Verläſſigkeit und Naturtreue ihrer Angaben Beiträge liefern zu einem beſſeren Verſtändniſſe Paläſtinas, das, wenn es wahr ſein ſoll, notwendig aus der lebendigen Anſchauung erwachſen muß. —

Leben und Arbeit im Inſtitut haben im verfloſſenen Jahr ruhig fortgehen dürfen, durch die von Oſten drohende Choleragefahr ungeſtört. Zu den für unſer Inſtitut bedeutſamen Ereigniſſen gehörte die Begründung eines Kaiſerlich deutſchen Inſtituts für aegyptiſche Altertumskunde in Cairo (Geſire-Garten). Wir haben nicht verfehlt, dem Direktor, Herrn Profeſſor Dr. Borchardt, unſere

nachbarliche Begrüßung zu senden. Bei deren freundlicher Erwiderung hat derselbe sich bereit erklärt, die Mitglieder unsers Instituts bei ihrem Besuche in Ägypten zu beraten, ihnen den Besuch von Grabungen zu ermöglichen und das Haus des Instituts in Theben zu öffnen. Für diese freundliche Zusage dankbar, hoffen wir, daß viele unsrer Mitglieder mit Hilfe dieser sachkundigen Beratung ihren ägyptischen Aufenthalt erfolgreicher gestalten, als es für den nur vom Reisehandbuch Geleiteten möglich ist. Den Arbeiten des benachbarten Instituts aber wünschen wir fröhliches Gedeihen zur Ehre der deutschen Wissenschaft im Orient und daheim.

1. Mitarbeiter und Mitglieder.

Vom Königreich Sachsen wurde als diesjähriger Mitarbeiter entsandt Lic. Dr. Procksch, ao. Professor an der Universität Greifswald. Er weilte in Palästina von Oktober 1907 bis Ende April 1908.

Als Mitglieder wurden entsandt

von Mecklenburg-Schwerin:

Oberlehrer Lic. Lundgreen aus Rudolstadt;

von der Freien Stadt Hamburg:

Predigtamtskandidat Oberlehrer Bertheau aus Hamburg;

von Preußen, ältere Provinzen:

Pastor Reymann aus Koiskau,
Divisionspfarrer Lic. Dr. Brückner aus Berlin;

von Preußen, jüngere Provinzen:

Pastor sec. Rotermund aus Lehrte;

von Bayern (rechtsrh.):

Predigtamtskandidat Alt aus München.

Die Unterkunft der Mitglieder in Jerusalem hat sich jetzt dadurch verteuert, daß Hotel Fast im Zusammenhang mit dem allgemeinen Steigen aller Preise in Palästina 8 Fr. für volle Pension pro Tag fordert. Man wird unter diesen Umständen gegen 600 Mk. für einen 70tägigen Aufenthalt auszugeben haben. Da auf die direkte Hin- und Rückreise jetzt wohl 800 Mk. zu rechnen sind, bleiben für Ausflüge und sonstige Nebenausgaben von dem Stipendium von 1500 Mk. nur 100 Mk. verfügbar. Wer nicht in der Lage ist, zum Stipendium aus eigenen Mitteln zuzuschießen, wird sich also von Anfang an der größten Sparsamkeit befleißigen müssen.

2. Die Verpflichtung der Mitglieder.

Auf Grund eines Beschlusses des Institutsvorstandes vom 28. Dez. 1907 wird den künftigen Mitarbeitern und Stipendiaten des Instituts eine von ihnen schriftlich zu vollziehende Verpflichtung auferlegt:

1. mit Rücksicht auf die durch das Institut gewährten Vorteile spätestens bis zum Schluß des Studienjahres (Ende September) an den Anstaltsleiter eine unter Beratung desselben abzufassende Arbeit, besonders auch allgemeinverständlichen Inhalts, einzureichen, über deren Veröffentlichung der Stiftungsvorstand entscheidet, ohne daß dadurch ein Anspruch auf Honorar entsteht,

2. jede eigene literarische Ausnutzung des Aufenthaltes in Palästina, einschließlich der Reise und der Ausflüge des Instituts, ohne Genehmigung des Stiftungsvorstandes zu unterlassen.

Damit wurde im Grunde keine vollständig neue Ordnung geschaffen. Die Verpflichtung zu einem schriftlichen Aufsatz und zu einem, dem Vorstand einzureichenden Reiseberichte in Nr. 2 und 4 der „Mitteilungen und Ratschläge für die Mitglieder des Instituts" (Palästinajahrbuch I, S. 10) ist in die Pflicht Einer Arbeit zusammengezogen worden. Die Beschränkung der literarischen Ausbeutung der Ausflüge des Instituts in Nr. 3 der „Mitteilungen" hat eine festere Gestalt erhalten. Das Institut kann sich der Kontrolle über literarische Berichterstattung von dem unter seiner Leitung und auf seine Kosten Gesehenen und Erlebten nicht begeben.

3. Vorlesungen und Vorträge.

Die Vorlesungen des Lehrkurses im Februar und März 1908 galten folgenden Gegenständen:

1. Die geographische Eigenart Palästinas im Verhältnis zu seiner Kultur und Geschichte, Professor Dalman, Montag und Donnerstag 6—7 Uhr.

2. Die Baugeschichte von Jerusalem, Professor Procksch, Montag, Mittwoch, Donnerstag 5—6 Uhr.

3. Palästinische Bemerkungen zu den Evangelien, Professor Dalman, Dienstag und Freitag 5—6 Uhr.

4. Arabische Lektüre (Oersted, Contes de Damas), Professor Dalman, Dienstag und Freitag 6—7 Uhr.

Sämtliche Mitglieder nahmen außerdem Privatunterricht im Neuarabischen. Nur einzelne werden wohl diese sprachlichen Studien später fortsetzen; aber es gibt kein besseres Mittel, zu Land und Leuten

in Palästina eine engere Beziehung zu gewinnen und dadurch den Ertrag des Aufenthalts im heiligen Lande zu steigern als eine, wenngleich unvollkommene Kenntnis der Landessprache. Jedes Mitglied des Instituts bedarf des Arabischen für den Verkehr mit den Pferdeknechten und dem Lagerpersonal bei den Ausflügen und Reisen in Palästina. Es ist aber auch ein unschätzbarer Vorzug, mit der Landesbevölkerung in unmittelbaren Verkehr treten, selbst allerlei erfragen und einkaufen zu können. Nur so entsteht die Möglichkeit, wirkliche Lokalstudien zu treiben, und die Institutsmitglieder unterscheiden sich durch das ehrenvolle Prädikat: sie alle verstehen Arabisch, von der Masse palästinischer Touristen, welche, in ihrer Abhängigkeit von unwissenden Dragomans, deren oft sehr zweifelhafte Auskünfte für bare Münze nehmen und ihre Reisebeschreibungen damit füllen. Der stete Verkehr des Vorstehers mit den Eingeborenen ist bestimmt, die eigene Tätigkeit der Institutsmitglieder in dieser Richtung zu ergänzen, aber nicht zu ersetzen.

Für die öffentlichen Vorträge des Instituts hatten wir diesmal das Glück, die Mitwirkung der bei den Ausgrabungen der Deutschen Orient-Gesellschaft in Jericho tätigen Professoren Sellin und Watzinger gewinnen zu können. Für diesen, dem Institut und der deutsch-nationalen Sache in Palästina von ihnen geleisteten Dienst bleiben wir ihnen zu Dank verbunden.

Folgendes waren die Themata der Vorträge:

am 24. Februar: Die Schalensteine in ihrer Beziehung zu alter Kultur und Religion, Professor Dalman;

am 2. März: Die Synagogen der Römerzeit in Galiläa, Professor Dr. Watzinger aus Rostock;

am 9. März: Der Schauplatz der Geschichte Davids, Professor Lic. Dr. Procksch aus Greifswald;

am 16. März: Die Ausgrabungen in Jericho, Professor D. Dr. Sellin aus Wien.

4. Die Arbeiten.

Außer der unter 3. erwähnten Beschäftigung der Stipendiaten mit dem Neuarabischen ist hier zu nennen die Fortsetzung der im Vorjahre begonnenen Aufnahme der Nekropole von Jerusalem. Diesmal wandten wir uns nach Osten. Das untersuchte Gebiet hatte zur Nordgrenze den Weg von der Nordostecke der Stadt nach el-ʿēsāwīje und endete im Süden mit dem Dorfe silwān (dieses eingeschlossen). Der diesjährige Mitarbeiter, Professor Procksch, übernahm die Redaktion des gesammelten Stoffes.

Die von einzelnen Mitgliedern sonst noch gewählten Spezialarbeiten bleiben unerwähnt, weil noch ungewiß ist, welches Resultat sich aus ihnen ergeben wird.

Zu den auf Grund einer Institutsarbeit zum Doktor der Philosophie Promovierten (s. Palästinajahrbuch II, S. 5) ist im Frühjahr 1908 hinzugetreten Kadettenhauspfarrer Dr. Hagemeyer in Naumburg a. S., Mitglied des Instituts im Jahre 1907. Seine Dissertation behandelte die Lage von Gibea. In unsere Glückwünsche ist eingeschlossen Dr. R. Hartmann in Tübingen, Institutsmitglied im Jahre 1906, welcher 1907 auf Grund einer Abhandlung über „Die geographischen Nachrichten über Palästina und Syrien in Ḫalīl aẓ-Ẓāhirīs zubdat kašf al-mamālik“ die Doktorwürde erhielt.

Hier darf wohl auch erwähnt werden, daß meine seit mehreren Jahren vorbereitete Arbeit „Petra und seine Felsheiligtümer“ nun erschienen ist. Die in der Hauptstadt eines den Israeliten nahe verwandten Volkes in den letzten Jahren, teilweise von mir, entdeckten Heiligtümer bedurften einer zusammenfassenden Darstellung, die in diesem Buche, begleitet von 113 Plänen und Durchschnitten sowie 285 Ansichten, dargeboten wird. Die biblische Altertumsforschung erhält dadurch einen reichen, sonst nirgends in dieser Weise zu findenden Stoff zur Vergleichung.

5. Bibliothek und Museum.

Die Bibliothek ist seit dem letzten Bericht um 58 Bände gewachsen. Als Geschenke wurden ihr zugewiesen:

von dem Vorstand des Deutschen Palästina-Vereins: Guthe und Palmer, Die Mosaikkarte von Madaba;

von der Zentral-Direktion des Kaiserlichen Archäologischen Instituts in Berlin: Führer und Schultze, Die altchristlichen Grabstätten Siciliens;

von der Königlich Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin: Corpus Inscriptionum Latinarum, Inscriptionum Orientis et Illyrici Latinarum Supplementum;

von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien: Musil, Arabia Petraea, Band I und Musil, Karte von Arabia Petraea;

von der Königlichen Universitätsbibliothek zu Tübingen: C. F. Seybold, Verzeichnis der arabischen Handschriften;

von Professor Dr. Thiersch in Freiburg i. B.: ein Aufsatz: Die neuesten Ausgrabungen in Palästina, Sonderabdruck aus dem Jahrbuch des Kaiserlich deutschen archäologischen Instituts;

von Professor Dr. C. F. Seybold in Tübingen: Die geographische Lage von Zallaḳa-Sacralias (1086) und Alarcos (1195);

von Dr. R. Hartmann in Tübingen: Die geographischen Nachrichten über Palästina und Syrien in Ḫalīl az-Ẓāhirīs zubdat kašf al-mamālik.

Den Geschenkgebern wird für das durch ihre gütigen Zuweisungen dem Institut bewiesene Wohlwollen auch hier verbindlichster Dank gesagt.

Das Museum hat antike Keramik aus bettīr, sāmie, asdūd, tell el-fūl erwerben können. Nach den Anweisungen des Vorstehers wurden Steinmodelle von alten Keltern und Grabanlagen, auch von einem Bauernhaus des gewölbten Typus, dem andere Typen folgen sollen, angefertigt. Derselbe hat auch eine Sammlung der für den geologischen Aufbau des Landes bedeutsamen Gesteinarten angelegt.

Zu dem frühen vom Vorsteher gefundenen kuppelförmigen Gewichte von 6,65 g, welches durch die Inschrift bäḳaʿ als ein halber Sekel bezeichnet wird (s. ZDPV 1906, S. 94), ist ein zweites derselben Gestalt, aber von mehr als dem halben Gewichte, etwa 3,6 g, gekommen. Dieses ist mit zwei parallelen Strichen, die an dem einen Ende ein Häkchen haben, bezeichnet, entspricht also dem Drittel eines Sekel in der Reihe, welche ich in ZDPV 1906, S. 93 mitgeteilt habe, könnte aber wohl auch als Viertelsekel gemeint sein.

Unter dieser Rubrik sei genannt, daß das Institut nun auch mit einigen Instrumenten zu meteorologischen Beobachtungen hat versehen werden können, bei deren Einkauf Professor Dr. Blanckenhorn in Berlin den Vorsteher in dankenswertester Weise beraten hat. Es sind dies ein Barometer, ein Hygrometer, ein Thermometer, ein Maxima-Minima-Thermometer, zwei Schleuderthermometer, ein Taschenthermometer und ein Regenmesser, außerdem ein Barometer zu Höhenmessungen bis 2500 m. Da Jerusalem schon zwei meteorologische Stationen hat, war ein Bedürfnis zur Errichtung einer dritten Station nicht vorhanden. Aber es schien wünschenswert, daß Vorsteher und Mitglieder in Jerusalem, und unter Umständen auch auf Reisen, die Möglichkeit zu gelegentlichen Beobachtungen besitzen.

6. Ausflüge und Reise des Instituts.

Hierzu die Karte von Palästina.

Die Tagesausflüge haben die Aufgabe, die weitere Umgebung Jerusalems gründlich kennen zu lehren, dadurch aber auch dem auf der größeren Reise Geschauten eine solide Grundlage zu geben und durch die Möglichkeit des Vergleiches alle Eindrücke zu vertiefen. Zugleich

bedeuten sie für die des Reitens Ungewohnten eine nützliche Vorübung für größere Leistungen.

Ausflug I (8. Februar) brachte nach ed-dschīb (Gibeon) und en-nebi samwīl im Nordwesten Jerusalems. Ausflug II (17. Februar) schloß daran das weiter westlich gelegene Gebiet von el-ḳubēbe, el-kefīre und el-ḳerje (Kirjat Jearim). Ausflug III (26.—28. Febr.) führte auf der Römerstraße ostwärts nach Jericho, wo die Ausgrabungen der Professoren Sellin und Watzinger besichtigt wurden, und von da nach dem Toten Meer, der ḥadschla-Furt des Jordan und ʿēn dūk, während der Rückweg, den Zug der Kinder Israel nach Ai verfolgend, über rās eṭ-ṭawīl, dēr diwān, bētīn und el-bīre auch den Nordosten und Norden Jerusalems bekannt machte. Die nördliche Gegend ergänzte Ausflug IV (4. März), bei welchem Professor Budde aus Marburg uns begleitete, nach den Hünengräbern von ḥezma, auch dem wādi eṣ-ṣwēniṭ bis zur Höhle von ed-dschāje, nach muchmās und dem vermeintlichen Heiligtum Schicks bei er-rām. Ausflug V (11. März) galt im Südosten einem Blick auf die judäische Wüste und das Tote Meer, zu welchem Ende chirbet mird, das alte Kastellion, und dschebel el-munṭār, beide am Rande der ibḳēʿa-Ebene, aufgesucht wurden. Das Kloster von mār sāba sahen wir diesmal nur von außen. Ausflug VI (18. März) wandte sich südwärts über ṣūr bāhir, chirbet eṣ-ṣīar und das Hirtenfeld bei bēt sāḥūr nach dem Herodium (dschebel ferdēs), wo es sich aufs neue bestätigte, daß das kreisrunde Kastell mit einem runden Vollturm (im Osten) und drei Halbtürmen nicht auf den Berg, sondern in seine Kuppe gebaut wurde und daß man dem Berge durch das Herauswerfen des aus seiner Mitte ausgeschachteten Materials seine jetzige auffallend regelmäßige, steilwandige Gestalt verlieh.[1] Dies ergiebt sich daraus, daß fast das ganze noch stehende Bauwerk nicht von einem Trümmer- und Schutthügel, sondern von natürlichem steinigem Erdreich umgeben ist. Herodes hat wohl etwas schaffen wollen, was ebenso sehr ein Tumulus als ein Kastell war. Das Verweilen bei einer neugeöffneten Grabanlage bei ṣūr-bāhir, in welcher Ossuarien mit hebräischen Inschriften gefunden wurden, machte es unmöglich, Tekoa zu erreichen. Über die ehemaligen „Gärten Salomos" (arṭās) bei Etham und die Teiche der Wasserleitung des Pilatus kehrten wir zurück.

Die dreiundzwanzigtägige große Reise dieses Jahres vom 25. März bis 16. April sollte über das heilige Land diesseits und

[1] Schick, der ZDPV III, S. 88 ff. über das Herodium öfters mehr Vermutetes als Gesehenes bietet, bedarf sehr der Nachprüfung und Korrektur.

jenseits des Jordan von Beersaba bis Kapernaum eine Überschau bieten. Ehemalige Institutsmitglieder werden mit Teilnahme hören, daß unser früherer Reisekoch Eijub, der treue Diener und Kawaß des Vorstehers, den am 24. Januar ein bösartiges Fieber hinweggerafft hatte, durch einen Aleppiner ersetzt wurde und daß statt des nach Amerika gegangenen Chalil sein Bruder Musa uns auf den Tagestouren begleitete. Von Hebron bis ʿarṭūf schloß sich Missionsarzt Dr. v. Ribbing aus Bethlehem unsrer Karawane an, von nāblus bis ʿēn eṭ-ṭābra Professor D. Feine aus Breslau.

Das judäische Hochland südwärts auf der alten Straße über das wādi el-bijār durchziehend, gelangten wir über den Platz der ehemaligen Abrahamsterebinthe und an der jetzt gezeigten Eiche (ballūṭet sebṭa) vorüber nach Hebron (Nachtquartier I). Der folgende Tag brachte durch die felsige Phrygana-Landschaft, die das Tal des Baches sēl abu tamra (engl. Karte: sēl ed-dilbe) umgibt, nach dem bis eḍ-ḍāherīje reichenden ehemaligen Eichwald-, jetzt Macchiengebiet, welches den südlichen, den Südwestwinden offenen Abfall des Hochlandes kennzeichnet. Bei chirbet ṭaṭri (engl. Karte: tāt rēṭ) am wādi el-chalil (Nachtquartier II) gelangten wir in den Bereich der weiten grünen Ebene von Beersaba, einer der Kornkammern des südlichen Palästina, in deren Mitte der tell bīr es-sebaʿ die älteste Ortslage kennzeichnet, während der moderne Marktflecken dieses Namens mit den antiken Brunnen dem hügeligen Gelände nahe liegt, welches die Ebene im Westen von dem Küstenlande bei Gaza scheidet. Das Gebiet der erst viel weiter südlich folgenden Wüste wurde nicht einmal vom Auge erreicht. Auf der fahrbaren Straße von bīr es-sebaʿ nach Gaza passierten wir den salzigen Brunnen bīr abu rḳeijiḳ und schlugen dann am wādi el-māliḥ unsere Zelte auf (Nachtquartier III), nicht weit von einem Lager der ʿAzāzime-Beduinen, mit deren Schech Ismāʿīn wir hier in der Heimat Ismaels höfliche Besuche tauschten. Fruchtbare Gerstenfelder geleiteten uns auch weiterhin diesseits und jenseits des salzigen Baches esch-scherīʿa nach Gaza (Nachtquartier IV), wo ein Ritt über die Dünen nach dem sogenannten Hafen das Bild der Küstenniederung vervollständigte. In nördlicher Richtung durchkreuzten wir das Philisterland, passierten burēr, verließen hier den jetzt üblichen graden Weg von Gaza nach bēdschibrīn über ʿadschlān und es-sukrīje und gelangten nach dem, vom tell des schēch aḥmed el-ʿarēni überragten Dorfe ʿarāḳ el-manschīje (Nachtquartier V), das für das alte Gath in Vorschlag gebracht worden ist, was aber zu der Fluchtlinie Socho, Gath, Ekron 1. Sam. 17, 52 schwerlich paßt. Doch

ist der Name des Dorfes an seiner jetzigen Stätte nicht heimisch. Es lag früher weiter südöstlich über einer Felswand bei ʿarāḳ el-chārib, dem „wüsten ʿarāḳ", und der ursprüngliche Name der Gemarkung war el-laḳīje. Vierzig alte Zisternen und zwei Teiche beweisen die Bedeutung der Ortschaft in alter Zeit.

Bei chirbet el-manṣūra traten wir in das dem judäischen Gebirge vorgelagerte Hügelland, wir besuchten bēdschibrin, nach welchem die alte Tradition den Kinnbackenbrunnen Simsons legte, und in seiner Nähe tell sandaḥanna, das alte Maresa,[1] mit seinen Zisternen, seinem gewaltigen Columbarium und seinen durch Fresken geschmückten Gräbern, und gelangten durch waldiges Gelände bei dem wasserreichen Brunnen baijāret wādi es-sūr und der Ortslage ʿīd el-mīje (auf den Karten irrig ʿīd el-mā) in das weite wādi es-sūr, die wichtige Grenzscheide zwischen der Hügellandschaft und dem von hier wie ein gewaltiger Felswall aufsteigenden Bergland. Man hat bei ʿīd el-mīje an das feste Adullam in der Geschichte Davids gedacht. Dazu ist jedenfalls die belanglose Hangsiedelung selbst nicht zu brauchen, sehr wohl aber die südlich auf hohem Berge gelegene chirbet esch-schēch madkūr.[2]

Nordwärts das wādi es-sūr entlang ziehend, passierten wir bald den Talkessel, in welchem das wādi es-sūr sich mit zwei östlichen Nebentälern vereinigt, um dann als wādi es-samṭ (so gespr.) westwärts durch das Hügelland zu ziehen. Dies Tal war eine wichtige Einfallspforte der Philister, an deren Südseite chirbet schuēke, das alte Socho, die Gegend ihres Lagers beim Goliatkampfe Davids vergegenwärtigt. Das Lager der Israeliten denkt man sich am ehesten an der östlichen Seite des Kessels zwischen der Gabelung der von Westen kommenden Täler auf dem niedrigen Höhenzug, den die große Nordsüdstraße, die wir zogen, kreuzt, auf welchen die vom Gebirge Judas herabkommenden Straßen münden. Der vom wādi es-sūr kommende Bach, dessen Geröll David seine Schleudersteine entnahm (1. Sam. 17, 40), floß zwischen beiden Lagern, und im Grunde des weiten Kessels, welcher die Terebinthenebene hieß (1. Sam. 17, 2. 19)[3] vollzog sich der Kampf. —

[1] Die Identifikation von Maresa mit der nahen, ganz unbedeutenden chirbet merʿesch, woraus Buhl, Guthe u. A. merāsch machen, ist wohl jetzt allgemein aufgegeben.

[2] Buhl, Geographie, S. 193, meint, die Stadt habe bei ʿīd el-mīje, ihre Burg bei schēch madkūr gelegen, dessen Ruinen mit denen der Stadt zusammenhingen. Aber dieser Zusammenhang ist weder vorhanden noch überhaupt denkbar. Lag Adullam hier, so ist es in der Höhe zu suchen.

[3] Im wādi es-sūr ist noch immer die Terebinthe buṭmet wādi es-sūr eine wichtige Wegmarke. Die Akazien, nach denen wādi es-samṭ genannt wird, beginnen erst bei chirbet schuēke.

Beim weiteren Marsche nordwärts auf der Grenze zwischen Hügelland und Gebirge erinnerten ʿarṭūf (Nachtquartier VI) und der Altarstein vor ṣarʿa an die Heimat Simsons, Emmaus-Nikopolis mit seiner Kirchenruine an den alten Streit um die Lage des Emmaus im Lukasevangelium, die Ebene von jālo (Ajalon), bēt nūba und bēt liḳia ebenso an die Kriege Josuas wie an die Kreuzfahrerzeit, endlich das hoch gelegene bētʿūr et-taḥta an den hier beginnenden berühmten Paß der beiden Bethoron, welcher zwischen den tiefeingeschnittenen Tälern wādi selmān und wādi dscheriūt in das Herz des benjaminitischen Landes führt. Der ursprüngliche Plan, über ʿabūd den Weg direkt nach nāblus zu nehmen, mußte, um Zeit zu gewinnen, hier aufgegeben werden. Wir ritten von bētʿūr et-taḥta durch das recht unwegsame, aber jetzt viel begangene wādi dscheriūt[1] nach rāmallāh (Nachtquartier VII) an der Wasserscheide des Hochlandes und schlossen damit wenige Stunden von Jerusalem die Reise durch das südliche Palästina.

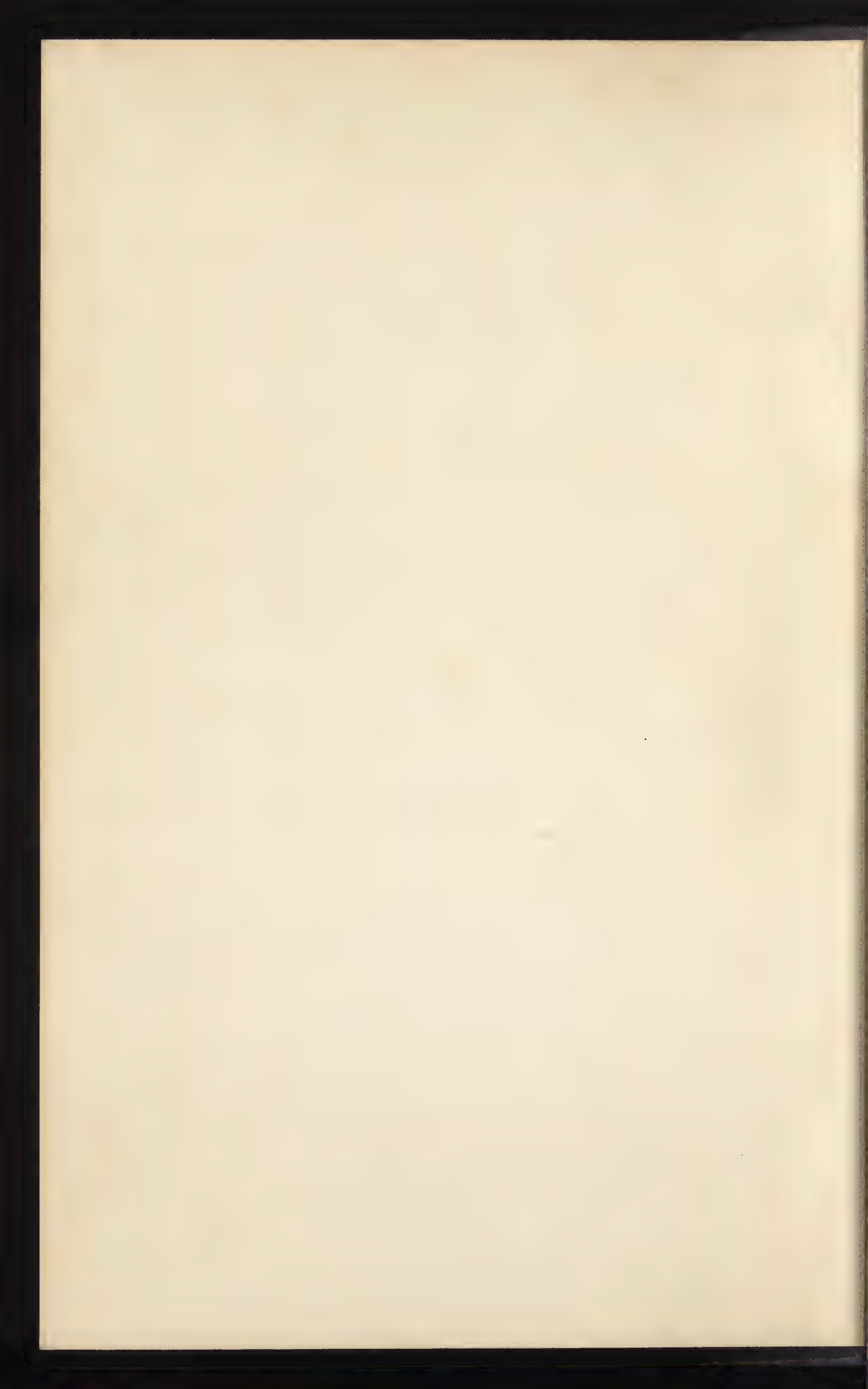
Für den Weg nach dem Norden benutzten wir die jetzt im Rohbau fertig gewordene Fahrstraße nach nāblus. Ein Abstecher nach chirbet sēlūn (Silo) gab Gelegenheit, ein anscheinend sehr altes Mauerwerk nordwestlich von dschāmiʿ es-sittīn näher zu untersuchen. Es besteht aus einem, mit den Schmalseiten nach Ost und West gerichteten Hofe von 12 zu 24,50 m, in dessen nordöstlicher Ecke ein Raum von 5 zu 13 m abgegrenzt ist, welcher selbst in einen östlichen Vorderraum von 5 zu 8 m und einen westlichen Hinterraum von 5 zu 5 m zerfällt. Der Vorderraum hatte seinen, 1,60 m breiten Eingang von Osten, der Hof dagegen, in welchem sich eine Zisterne nahe der Nordwestecke befindet, von Westen mit einer 2 m langen Schwelle. Die Mauerreste bestehen aus unbehauenen Steinen ohne Mörtelverband, nur an den Ecken kommen behauene Steine vor, einige mit Randschlag. Auf der Nordseite sind in der Mitte noch vier Steinreihen in der Gesamthöhe von 2 m erhalten Die Mauerdicke beträgt 50—70 cm. Nicht weit davon liegt im Norden ein nach Norden offener Felsausschnitt von 8,40 zu 5,50 m, vielleicht ein Grab, im Nordwesten ein unregelmäßig siebeneckiger Felsenteich von 10 zu 15 m mit sechs in ihn hinabführenden Stufen. Die Vermutung wurde laut, ob es sich nicht um Reste des alten Heiligtums handeln könne, an welchem Eli amtierte.[2] Jedenfalls

[1] Der Name wādi es-sanṭ, den die engl. Karte angiebt, schien völlig unbekannt. Auch liegt ʿēn dscheriūt bei chirbet dscheriūt, nicht, wie die Karte angiebt, viel weiter westlich.

[2] Die Maße des „Hauses" erinnern an die Maße der Stiftshütte, deren Hinterraum auch ca. 5 m im Quadrat maß, während der Vorderraum die doppelte Größe hatte.



Geogr. lith. Anst. u. Steindr. v. C. L. Keller, Berlin S.
Verlag d. Kgl. Hofbuchh. v. E. S. Mittler & Sohn, Berlin, Kochstr. 68-71



hat man mehr Grund hier daran zu denken, als bei der dafür vorgeschlagenen Terrasse bei der Dorfruine.

Die Etappen auf dem Wege durch Samarien waren ḥuwāra (Nachtquartier VIII), sebasṭie (Nachtquartier IX) und dschenīn (Nachtquartier X). Der Jakobsbrunnen, in dessen nun vollständig ausgegrabener Kirche eine samaritanische Inschrift mit einem Teile des Dekalogs sichtbar geworden ist, das Josefsgrab, der Berg Garizzim, die Stadt nāblus, die Ruinen von Samaria und tell dōtān wurden unterwegs besucht. Die Ebene Jesreel umgingen wir an ihrem östlichen Rande mit Berührung von zerʿīn (Jesreel), sōlem (Sunem), nēn (Nain) und dabūrie. In Jesreel vergegenwärtigten wir uns die Geschichte von 2. Kön. 9, aus welcher hervorgeht, daß man den Weinberg Nabots auf dem langsam ansteigenden, etwas felsigen Gelände östlich von zerʿīn am Wege über ʿēn dschālūd nach bēsān zu suchen hat. Ahabs Palast müßte dann nach 1. Kön. 21, 1 f. am Ostende der alten Stadt, wohl in der Gegend des jetzigen Friedhofs, gelegen haben.

Der Tabor sowie dschebel es-sīch bei Nazaret (Nachtquartier XI) boten eine etwas umschleierte Aussicht. Um so schöner war der erste Blick auf den See von Tiberias, als wir auf dem alten Wege von ṣaffūrie nach Tiberias über esch-schadschara und kefr sabt an den letzten Absturz des Gebirges gelangten und dort aus gewaltiger Höhe auf ihn herabschauten. Von Tiberias (Nachtquartier XII) führte ein Boot nach dem Ostufer des Sees, von welchem aus die hellenistische Stadtanlage von ḳalʿat el-ḥöṣn auf ihrer hohen Warte erklommen wurde. Plötzlich daherbrausender Föhn verhinderte die geplante zweite Landung bei el-ʿaradsch, der Gegend von Bethsaida, brachte uns aber rasch nach tell ḥūm (Kapernaum), wo die noch immer fortgehende Freilegung der Synagogenruine und die von den Juden nach Nahum benannte, gebaute Grabanlage besichtigt wurde. Am Ufer entlang wandernd erreichten wir ʿēn eṭ-ṭābṛa,[1] das alte Heptapegon (Nachtquartier XIII und XIV). Der Ruhetag der Reise, den wir hier am idyllischsten Punkte des Gestades des schönen Sees verbrachten, wurde zu einem Ausfluge nach kerāzie (Chorazin) und seiner durch neuerliche Arbeit der Deutschen Orientgesellschaft geklärten Synagogenruine benützt. Die Skulpturen ihres Frieses, die meist dem bacchischen Kreise entnommen sind, überraschen bei dem Judentum nach der Zerstörung Jerusalems, das man sich weniger lebensfroh zu denken pflegt. Hier sieht man zwischen Weinranken die Figuren von Trauben pflückenden,

[1] Die dort wohnenden Beduinen sagen jetzt dābṛa.

tragenden, essenden und in der Kelter tretenden Personen. Ein Kapitäl erinnert auffallend an ein in Petra einigemal vorkommendes Muster. Schon Eusebius kannte Chorazin als zerstört. Danach ist anzunehmen, daß diese Synagoge wie die ihr verwandte in Kapernaum im dritten Jahrhundert entstand. Dazu stimmt die Notiz des palästinischen Talmud (Aboda zara, f. 42 d): „In den Tagen Rabbi Jochanans [gest. 279 n. Chr.] fingen sie an, die Wand mit Bildwerken zu versehen, und er verhinderte sie nicht." Derselbe Gelehrte gestattete sogar den Gebrauch einer Schale (καυκίον), in welcher eine römische Gottheit abgebildet war (ebenda).

Das ganze Westufer des Sees entlang reitend, kamen wir nach chirbet el-kerak an seinem Südende. Diese ausgedehnte und offenbar ehedem wohlbefestigte Ortslage wurde im Gedanken an das Tarichäa des Josephus eingehend betrachtet. Die Umwallung umfaßt ein Gebiet von gegen 1000 m Länge und 200 m Breite, läßt also auf eine sehr bedeutende Ortschaft schließen. Mit der, ihrem einen Ende ganz nahe gegenüberliegenden, viel kleineren Ortslage chirbet en-nabra zusammen beherrschte sie den Weg von bēsān nach Tiberias und war gleichzeitig im Besitz des an ihr anderes Ende stoßenden Ausflusses des Jordans aus dem See und der über ihn gehenden wichtigen Straße am südlichen Seeufer. Über den alten Namen Beth Jerach lassen jüdische Nachrichten,[1] welche diese Stadt am Jordan und am See von Tiberias mit Zinnabraj oder Zinnabri (= chirbet en-nabra)[2] verschwistern, keinen Zweifel. Über das Verhältnis zu Tarichäa ist anderwärts zu reden. Der arabische Name el-kerak scheint aus der aramäischen Zeit zu stammen, in welcher man noch nicht vergessen hatte, daß hier die wichtigste „Stadt" des Seeufers lag, deren Bedeutung erst die künstliche Bevorzugung von Tiberias herabsetzte.

Im Boot, welches unsere Pferde schwimmend hinüberzog, überschritten wir bei den Trümmern der alten Brücke von Beth Jerach den Jordan, um wenigstens den untersten Teil des Jarmuktales vor seinem Austritt aus dem Gebirge zu sehen. Die Heißwasserteiche von el-ḥamme unterhalb des alten Gadara an dem durch Kalkwände mit Lavadecken dahinbrausenden Flusse lockten zu einem originellen Schwimmbade. In südwestlicher Richtung wurde dann die Jordanebene gekreuzt, der Jarmuk nahe seiner Mündung in den Jordan bei seinem durch dunkle Basaltfelsen sich hindurchzwängenden Wasserfall überschritten und das

[1] S. jer. Meg. 70 a, Ber. Rabba 98, b. Bech. 55 a.

[2] Nur en-nabra wurde mir als Name gesagt. Die engl. Karte hat sinn en-nabra, die arabische Litteratur ṣinnabra.

Lager bei der Brücke dschisr el-medschāmiʿ (Nachtquartier XV) über den hier auch durch Basalt brechenden, bis zu 80 m breiten Jordan aufgeschlagen.

Zur Gewinnung eines Einblicks in das transjordanische Hochland stiegen wir durch das wadi el-buwēri aus dem ġōr nach der Hochebene von eṭ-ṭaijibe empor, wo die erste Dolmengruppe auf dieser Reise uns fesselte. Die Mittagsrast bei dem ebengenannten Dorfe gab Zeit, über seine neuerdings vorgeschlagene Identifizierung mit dem vom Makkabäer Judas zerstörten Ephron (1. Makk. 5, 46) nachzudenken. Es liegt in der Tat an einem wichtigen Karawanenwege von der Küste (ʿAkko) nach Damaskus, auf welchem lange Reihen von Kamelen an uns vorüberzogen. Aber es ist eine von Natur unfeste Hangsiedelung unterhalb der Straße, und eine frühere Lage auf der Hochebene, bei welcher es zwischen den Tälern von eṭ-ṭaijibe und ibṣar die Straße sperren würde, ist zwar denkbar, aber ohne nähere Untersuchung der ganzen Umgebung nicht zu erkennen. Ein Trümmerhügel ist jedenfalls auf der völlig ebenen Fläche nicht vorhanden. Anmutige Täler mit blühendem Storaxgebüsch brachten uns in unerfreulichem Umwege über sāmūʿa und wādi siḳlāb nach dem hochgelegenen tubna[1] mit den umfassenden Ruinen einer arabischen Burg aus neuerer Zeit (Nachtquartier XVI). Während der nördliche ʿadschlūn, den man hier schön überschaut, noch den Charakter der Hochebene mit tief eingeschnittenen Tälern hat, beginnt hier ein mannigfach zerklüftetes Bergland, das von dem tiefen Einschnitt des nahr ez-zerḳa im Süden abgeschlossen wird. Die Berge sind fast ausnahmslos mit ziemlich dichter Bewaldung bestanden, in welcher die Eiche (Quercus coccifera, hier selten Lusitanica) vorherrscht, aber auch Terebinthen, Johannisbrotbäume, Storax, Weißdorn, eine Cytisus-Art, Arbutus, wilde Mandeln, Birnen und Ölbäume vorkommen. In der Gegend von sūf ist die Aleppokiefer stellenweise so häufig vertreten, daß man von Kiefernwald reden kann. Geißblatt, Waldrebe, Zaunrübe und Smilax ziehen sich als Schlinggewächse durch das Gebüsch. Durch solchen Wald führte vielfach unser Weg am wādi abu sumēl und abu sēf oberhalb von chirbet ʿaṣaṣ vorüber, zuerst nach dem von tubna aus besiedelten erḥāba, dann über den heiligen Hain von el-chaḍr nach eṣ-ṣachra (Nachtquartier XVII), endlich über miḳible bei sūf durch das wasserführende wādi esch-schauāhid nach dscherasch. Auf der Höhe vor miḳible berührten wir bāb el-masfa, das jetzt öfters für das gileaditische Mizpa gehalten wird. Der Name

[1] Die Einwohner wollten durchaus nicht tibne, was Schumacher angibt, als richtige Bezeichnung gelten lassen. Sie empfanden es als kränkend.

bezeichnet aber keine Ortslage, die in der Umgebung auch nicht vorhanden ist, sondern die enge Öffnung am Wege von der Höhe nach sūf, durch welche sich die oben zwischen mehreren Kuppen gelegene breite Mulde nach dem Tale zu entwässert. Damit stimmt die Bedeutung des Namens, der mit „Tor des Wasserablaufs" wiederzugeben ist, völlig überein. Weite Aussicht hat man hier nur nach Osten und Süden, so daß auch deshalb ein altes Mizpa nicht gerade an dieser Stelle gelegen haben muß.

Dem an Belehrung über die Stadtanlagen der römischen Zeit überreichen dscherasch (Gerasa) wurde ein Vormittag gewidmet. Auf dem längst bekannten Votivaltar[1] am Aufgang zum Artemistempel fanden wir am Fuße die wohl nachträglich eingegrabene Inschrift: ΗΛΙΟΣ ΣΩΖΑΣ („Helios war Retter"). Sie ist bemerkenswert, weil sie, mehr als die stets in konventionellen Phrasen abgefaßten Widmungsinschriften, wirkliche religiöse Empfindung verrät. Da Schumacher[2] über die von ihm nicht gesehenen Untergeschosse des Artemistempels keine nähere Mitteilung macht, sei hier erwähnt, daß der ganze Unterbau des Tempels aus Räumen besteht, welche von der Cella des Tempels aus zugänglich waren. Durch eine in die rechte hintere Ecke der Cella eingebaute Treppe gelangte man zuerst in das obere Untergeschoß von der Größe der Cella, das aber durch zwei Längsmauern in drei lange gewölbte Gänge zerlegt ist. Von da führte in der linken hinteren Ecke des Gesamtraumes, also im Hintergrund des südlichen Ganges, eine zweite Treppe in das tiefere Untergeschoß. Dies hat unterhalb der Cella ebenfalls dreifache Gewölbe. Während das obere Untergeschoß fensterlos war, führen hier auf beiden Seiten je drei schmale Lichtöffnungen nach außen, derentwegen man in dem dies Geschoß umgebenden Podium des Tempels große Lücken gelassen hat.[3] Je eine Türöffnung und Lichtöffnung durchbricht die Zwischenmauern des Geschosses. Nach vorn zu führt ein niedriger Gang in die ebenfalls dreifach gegliederten Räume unter dem Pronaos des Tempels. Ein unmittelbarer Ausgang nach außen war wohl nicht vorhanden. Während in anderen Tempeln der gleichen Zeit innerhalb der Cella ein Adyton erhöht und unterkellert wurde, erscheint hier die ganze Cella hochgelegt, vielleicht,

---

[1] Eine photographische Aufnahme des Altars s. Dalman, Petra, S. 59. Die Votivinschrift auf der Vorderseite s. Lucas MuN d. DPV 1901, S. 50f.

[2] ZDPV 1902, S. 133ff.

[3] Diese langen Lücken beweisen nebenbei, daß die von Schumacher und Puchstein (Jahresbericht II über die Ausgrabungen zu Baalbek, S. 48) vermuteten Säulen rings um die Cella nicht vorhanden waren.

um sie dem öffentlichen Verkehr zu entziehen und dabei das Kultbild für den vor dem Heiligtum Stehenden besser sichtbar zu machen. Jedenfalls gewann man so auch umfangreiche Räume für den Tempelschatz. Jetzt nicht mehr erhaltene Treppen führten erst zum Pronaos auf die Höhe des Podiums, dann vom Pronaos zur Cella. Daß der Tempel einen inneren mit Säulengängen umgebenen Hof und einen Vorhof (von Schumacher nicht angegeben) hatte, erinnert an den zweifach eingeschlossenen Tempel von Jerusalem. — Den Propyläen des Heiligtums gegenüber hat bisher nicht hinreichende Beachtung gefunden ein großer Schmuckbau, der zu der später teilweise in eine Kirche umgebauten Säulenstraße überleitet, welche hier zur Brücke über den Bach hinabführt. Zwei halbmondförmige Bogen, beide in der Mitte von Apsiden unterbrochen, stehen einander gegenüber. Sie lassen nach den Propyläen zu einen breiteren, nach der Säulenstraße zu einen schmäleren Eingang, in welchen Säulen gestellt sind, offen und umgeben somit einen kleinen Schmuckplatz. Die Säulenstraße endete sehr bald mit einem dreifachen Tor, in welches die Apsis der Kirche (s. o.) eingesetzt wurde, und eine Treppe mußte dann zur Brücke überleiten — ein wahrhaft vornehmer Aufgang zu dem Hauptheiligtum der Stadt. — Bedenken erregt die von Schumacher[1] konstatierte Verbindung von Naumachie und Zirkus (wofür Amphitheater zu sagen wäre) vor dem Südtore der Stadt. Die inneren Längsmauern beider bilden vielmehr eine am Ende des „Zirkus" nur ein wenig abgesetzte, aber sonst ununterbrochene gerade Linie. Es scheint, daß man nachträglich von der ursprünglich einheitlichen Naumachie den nördlichen Teil, um welchen sich die Sitzreihen erhoben, abgeschnitten hat, vielleicht, weil es oft an Wasser fehlte, um das ursprünglich 250 m lange und 55 m breite[2] Bassin zu füllen.

Über sūf, die durch ihren schönen Wald ausgezeichnete Paßstraße von umm ed-daradsch und an den rauschenden Wassern der „Paradiesesquelle" (ʿēn dschenne) vorüber führte der Weg nach ʿadschlūn (Nachtquartier XVIII). Noch kurz vor Sonnenuntergang wurde seine auf hohem Berge thronende alte Burg, jetzt ḳalʿat er-rabaḍ genannt,[3] bestiegen. Diese, aus der Zeit Saladins stammende, besterhaltene Araberburg des Landes erregt mit ihrem Felsengraben und ihrem noch immer schwer zu erklimmenden Wall Erstaunen. Eine alte bedeutendere Ortslage ist aber sicherlich an diesem entlegenen Punkte

[1] ZDPV 1902, S. 159 ff.

[2] So nach Schumacher.

[3] d. h. „Burg der Vorstadt", nämlich von ʿadschlūn, früher schlechtweg ḳalʿat ʿadschlūn, s. van Berchem, MuN d. DPV 1903, S. 53 ff.

nicht gewesen, so daß Mahanajim, das an einer bedeutenden Straße gelegen hat, hier so wenig zu suchen ist wie, aus anderen Gründen, bei der nicht sehr weit entfernten chirbet meḥna.[1] Das alte ʿadschlūn hat wohl etwas westlich vom jetzigen auf dem im Tal aufsteigenden tell el-ḥabāil gelegen.

Um wieder in die Jordanebene hinabzukommen, zogen wir das Tal von ʿadschlūn, das im Unterlauf wādi el-ʿarīs und wādi eddschmēme genannt wird, abwärts, an dem großen Dorfe kufrendschi vorüber. Über die mit einigen Dolmen besetzten Höhen auf der Südseite des Tales, etwas weiter nördlich als vor zwei Jahren,[2] erreichten wir den ṛōr, überschritten den Bach von ʿammata, rasteten mittags bei dem Heiligtum von abu ʿobēda und kamen nachmittags in die Nähe des zweiteiligen tell dērʿalla, der nach Meinung der Beduinen diesen Namen führt, weil er die Ortslagen von dēr und ʿalla vereinigt. Hier, wo Jakob einst sich Hütten baute (1. Mos. 33, 17), lud uns taufīḳ ibn ṣāliḥ el-fāʿūr, der große Schech der meschālicha-Beduinen, in zuvorkommendster Weise zu Gaste. Am Ufer des Jabbok auf dem tell esch-schaʿbe war unser Nachtlager (Nachtquartier XIX), nicht allzu weit von tell eḏ-ḏahab, das den Austritt des Jabbok in die Jordanebene beherrscht. Die Identifikation des letztgenannten mit Pniel scheint dadurch gesichert, daß es an der Gabelung eines vom Jordan kommenden und sich nach Nordosten und Südosten verzweigenden Weges liegt, wie es nach 1. Mos. 32 und Richt. 8 zu erwarten ist. Man kann von ed-dāmie über tell eḏ-ḏahab ebensowohl nach dscherasch wie nach ʿammān gelangen. Doch ist nicht zu verhehlen, daß ein bequemerer Karawanenweg über rādschib und sākib nach der Hochebene des ʿadschlūn führt und daß man auf diesem den Jabbok erst nahe bei ed-dāmie überschreiten würde. Vielleicht denkt die Pnielerzählung Jakob als dem im ṛōr von Süden kommenden Esau entgegenziehend, so daß er deshalb vom graden Wege südlich abgelenkt wäre.

Da wo der Weg von es-salṭ nach ed-dāmie unsern Weg dem Ostrande des ṛōr entlang kreuzte, stießen wir auf die von Irby und Mangles 1818 zuerst gesehene Gruppe von gegen hundert Dolmen, deren Eigentümlichkeit darin besteht, daß sie häufig einen Verschlußstein mit einer kleinen viereckigen Öffnung haben. Von hier ab geht die Jordanebene, die vom See von Tiberias ab bis hierher eine fast ununterbrochene Getreidefläche bildet, stellenweise mit mannshohem Weizen

---

[1] S. Palästinajahrbuch III, S. 13, vgl. II, S. 135.

[2] Palästinajahrbuch II, S. 136.

bestanden, erst über in steppenhaftes Weideland, dann in volle Wüste, in welcher die Vegetation den Boden nicht mehr bekleidet, sondern nur mit einzelnstehenden Kräutern und Sträuchern gleichsam bestreut. Die Bewässerungsflächen der Bäche von nimrīn, kefrēn und ḥesbān unterbrechen mit ihren Feldern und Zizyphus-Sträuchern nur in verhältnismäßig schmalen Streifen und Flecken die öde Fläche, die im Süden in den von Sonnendunst umhüllten mattblauen Spiegel des Toten Meeres übergeht. Der Marsch dieses Tages und das Nachtlager bei tell nimrīn (Nachtquartier XX) gab Gelegenheit, die Einrichtung solcher Ländereien zu studieren. Als typisch mag das Bewässerungsland (fersch) von nimrīn gelten. Das Wasser des sēl schʿēb, der weiter unten nach nimrīn benannt wird, ist zwischen zwei Häuptlingen der ʿadwān-Beduinen geteilt. Jeder berieselt mit seiner Hälfte das ihm gehörende Land nördlich, bez. südlich vom Bachbett, und zwar so, daß er einen Hauptgraben nördlich oder südlich den Fuß des Gebirges entlang zieht und von da aus das Wasser über den unterhalb liegenden Teil der Ebene verteilt. Das Bachbett bleibt dann ziemlich wasserleer, aber wie ein Vogel mit ausgebreiteten Schwingen streckt sich die grüne Bewässerungsfläche über die Wüste.

In der Gegend von kefrēn, dem alten „Abel der Akazien", wurde aufs neue Veranlassung genommen, nach dem Vorkommen der hier nirgends sichtbaren Akazien zu fragen, die erst am Ost- und Westufer des Toten Meeres zu beginnen scheinen. Es ergab sich, daß ein vereinzeltes, jetzt abgehauenes Exemplar früher bei tell nimrīn gestanden hat. Das letzte Mal hatte ich gehört, daß noch jetzt eine Akazie (ṭalḥa) bei schāṛūr am sēl ḥesbān wachse.[1] Das genügt zum Beweise für die Möglichkeit, daß ein die Gegend von kefrēn auszeichnender Akazienbestand einmal vorhanden war.

Nach Überschreitung des Wasserlaufes meschraʿ ʿaḳwe (bei Musil, Arabia Petraea I, S. 16. 21. 273 ff. irrtümlich aḳwe ohne ʿain) stiegen wir über den Hang von el-meṭābeʿ (Musil, a. a. O., S. 344. 434 tell el-maṭāba mit tell und ohne ʿain, was gegen den von mir oft festgestellten Sprachgebrauch) auf der Römerstraße zunächst zu dem Zizyphus-Hain von schēch ṣuēliḥ[2] hinauf, wandten uns südwärts über ʿēn ed-dschammāle nach den Mosesquellen am Felsen des Nebo und gelangten von da auf dem seltsamerweise auf keiner Karte (auch nicht

[1] Musil, Arabia Petraea I, S. 348, redet von einer Sejal-Akazie am meschakkar, er hat aber eine Gruppe von Zizyphusbäumen verkannt.

[2] So nannte man mir den weli wie schon Conder (Survey of Eastern Palestine, S. 216); Musil, a. a. O., S. 344. 348, hat schech dschājel.

bei Fischer-Guthe, Brünnow, Musil) verzeichneten Hauptwege von **mādaba** nach dieser jetzt einen großen Teil der moabitischen Hochebene beherrschenden Ortschaft, deren üppige Getreidefelder im judäischen Lande nur selten ihres gleichen haben (Nachtquartier XXI). Aber es war Zeit, an die Heimkehr zu denken. Über das Dolmenfeld des **wādi dschdēd** nahmen wir den Weg nach dem **rās es-sijāṛa**, dem mit einer Kirchenruine gekrönten Nebo der byzantinischen Tradition, und stiegen durch das von gelben und rotbraunen Felshängen umstarrte **wādi el-meḥterḳa**, den Unterlauf des Tales der Mosesquellen, wieder zur Jordanebene hinab. An der glücklicherweise vom Quarantäne-Cordon (gegen die Cholera von Mekka) befreiten Jordanbrücke zwischen den weißen Mergelhügeln (**ketār**) und dem lichtgrünen Galeriewald (**zōr**)[1] von Euphratpappeln am reißenden Strome war unser Lager zum letzten Mal aufgeschlagen (Nachtquartier XXII). Ein rascher Ritt führte am Gründonnerstag über Bethanien in die Tore von Jerusalem.

Das Reisewetter muß als ein günstiges bezeichnet werden. Nur ein Regentag und einige Ostwindlage erinnerten an die Unannehmlichkeiten, welche ein Frühlingsritt durch Palästina mit sich bringen kann. Vor Unfällen behütete Menschen und Tiere Gottes Gnade.

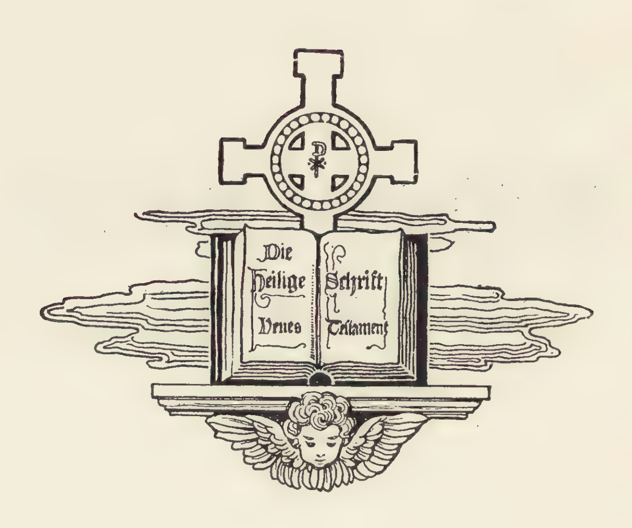
---

[1] Die Bezeichnung zōr „Dickicht", von den ṛauārne auch für „Wald" gebraucht, gilt nicht, wie es z. B. von Buhl verstanden wird, der großen Rinne, in welche das Bett des Jordan eingesenkt ist, sondern dem Ufergebüsch des Flusses.



II.

Vorträge und Arbeiten aus dem Institut.


Die
Heilige Schrift
Neues Testament



1. Die Schalensteine Palästinas in ihrer Beziehung zu alter Kultur und Religion.

Von Professor G. Dalman.

Hierzu Tafel 1, 2, 3.

Es hat Zeiten gegeben, in denen man mit einigem Recht sagen konnte, daß die nachweisbar ältesten monumentalen Denkmäler palästinischer Geschichte nicht viel über die Zeit Christi hinausreichten. Die Ausgrabungen der letzten Jahre sind besonders darin bedeutungsvoll gewesen, daß sie den Blick in Perioden öffneten, die bis dahin als prähistorisch zu gelten hatten. Zu der in tell el-ʿamārina in Ägypten gefundenen Korrespondenz palästinischer Kleinkönige mit dem ägyptischen Großkönig vor der Besetzung Palästinas durch die Israeliten kamen nicht nur einige in Palästina entdeckte Schriftstücke aus derselben Zeit, sondern jene ganze Kulturepoche mit ihren Wohnungen, Geräten, Gräbern und Befestigungswerken erschloß sich uns, teilweise in klar durchschaubaren Einzelheiten, teilweise mit Rätseln, die erst neue Funde vollständig lösen können. Gewissenhaft geführte Ausgrabungen machen aber nicht Halt bei irgend einer sich dem Grabscheit und der Hacke erschließenden Kulturschicht, sondern sie durchschneiden Schicht auf Schicht bis dahin, wo der Felsengrund unzweifelhaft erkennen läßt, daß Spuren menschlichen Lebens und menschlicher Tätigkeit tiefer nicht mehr gefunden werden können. Daraus folgt, daß Ausgrabungen, wenn sie das Glück haben, einen wirklich uralten Wohnsitz der Menschen zu treffen, bis in die ersten Anfänge der Menschheitsgeschichte hineinführen, deren Jahrtausende noch niemand mit Sicherheit berechnet hat. Hinter die noch in historische Zeit fallende Epoche des Aufkommens der Benutzung des Eisens tritt die Bronzezeit, hinter die Bronzezeit die Periode, in welcher der Mensch nur der Steinwerkzeuge sich bediente. Innerhalb dieser Periode hat

man gelernt, zwei Zeiten, die paläolithische und die neolithische, zu unterscheiden, in denen man von einer sehr kleinen Zahl primitiver Werkzeuge, die wohl meist nur der Jagd dienten, zu einer reichen Mannigfaltigkeit von Steingeräten fortschritt, wie sie die Kultur des zum Ackerbauer gewordenen Menschen fordert. Der jüngeren dieser beiden Zeiten gehören wohl die ersten Städtegründungen an, wenn es erlaubt ist, diesen Namen von Ansiedelungen zu brauchen, in denen nur eben eine größere Zahl von Menschen sich zusammenfand, um die von ihnen vertretene Kulturarbeit gegen willkürliche Unterbrechung durch Menschen und Tiere zu schützen.[1] Auch die Bibel enthält Andeutungen von derartigen Kulturfortschritten in der prähistorischen Zeit der Menschheit. An den Ackerbauer und Städtegründer Kain schließt sich Tubalkain, der Arbeiter in Erz und Eisen (1. Mos. 4, 2. 17. 22), d. h., der zum Ackerbauer mit festem Wohnsitz gewordene Mensch der späteren Steinzeit machte schließlich auch die Metalle sich dienstbar. Kain erschlug seinen Bruder Abel, der Ackerbauer den nomadisierenden Hirten, — nach einem Kulturgesetz, dessen bis in die Gegenwart fortdauernde Wirkung wir hier in Palästina noch heut beobachten. In Kains Zeit sind wir versetzt, wenn wir bei den Ausgrabungen die ältesten Reste vorgeschichtlicher palästinischer Siedelungen vor uns haben, welche, soviel wir bisher wissen, dem letzten Teil der Steinzeit nicht lang vor dem Auftreten der Metallgeräte angehören. Das sind Epochen und Verhältnisse, die uns nicht gleichgültig sein können. Bei Denkmälern der israelitischen Vorzeit, soweit sie nicht direkt die heilige Geschichte berühren, können wir sagen: Was geht das uns an? Hier aber sind wir auf gemeinmenschheitlichem Boden und haben es zu tun mit Ahnen, die auch die unseren sind, deren Kulturarbeit, nach den von ihnen hinterlassenen Spuren zu schließen, in ganz Europa bis zum höchsten Norden hinauf wie in Vorderasien und Nordafrika in erstaunlichem Maße gleichartig gewesen ist. Es ist natürlich, daß wir mit besonderer Teilnahme danach fragen, was für ein religiöses Empfinden und Vorstellen wohl die Menschen der Steinwerkzeuge durch die gewiß nicht geringen Nöte und Fährnisse ihres Lebens begleitet hat. Jede Spur, die in dieser Richtung weist, wird deshalb mit besonderer Aufmerksamkeit verfolgt, und es muß gerechtfertigt erscheinen, wenn es diesmal die Schalensteine Palästinas sind, die wir unter diesem Gesichtspunkt betrachten. Wir denken dabei an natürliche Felsflächen oder vom Naturfelsen abgelöste

[1] Nach der Kleinheit der Räume in vielen bei den Ausgrabungen sichtbar gewordenen Häusern scheint es, als seien die Städte oft mehr Vorrats- als Wohnstätten gewesen wie die Vorratsdörfer der heutigen Halbbeduinen.

Steinplatten, in denen Menschenhand napfartige Vertiefungen verschiedener Größe hergestellt hat, deren Zweck von uns zu ermitteln ist.

Auf den meisten Ausgrabungsfeldern Palästinas sind Felsflächen mit Schalen zu Tage gekommen. In tell zakarîa fand man sie unterhalb einer Kulturschicht aus dem 16. vorchristlichen Jahrhundert, in tell eṣ-ṣâfi unter einer Schicht des 17. Jahrhunderts.[1] In Geser sind an einer Stelle 83 Schalen, in vier Gruppen verstreut, auf einer unregelmäßigen Felsplatte nahe den Eingängen zu drei Höhlen entdeckt worden.[2] Bei einer vielverzweigten vierten Höhle füllen dort 48 Schalen nahezu den ersten engen Raum derselben.[3] Im ersten Falle denkt der verdienstvolle Leiter der Ausgrabungen, Professor Macalister, an ein Heiligtum, im zweiten Fall an einen Bestattungsort aus neolithischer Zeit.[4] Heiligtümer von verwandter Art glaubte Professor Sellin in taʿannak gefunden zu haben. Ein Kanal leitet an einer Treppe vorüber in zwei Felsenkammern,[5] die ich freilich nach zweimaligem Besuch nur für Zisternen zu halten vermag. Anderwärts finden sich dort fünf Schalen in der Nähe einer Höhlenanlage[6] und an einer dritten Stelle bei einem Bestattungsplatz von Kinderleichen ein ungefähr 1 m hoher ungeformter Felsblock mit einer Stufe an der Seite und vier Schalen in der Oberfläche, nach Sellin ein Spendealtar.[7] Auch tell el-mutesellim-Megiddo lieferte Ähnliches. Am nördlichen Fuß des Stadthügels fand Baurat Schumacher eine Felsplatte mit einer großen Zahl tiefer Schalen und darunter eine Felsenkammer mit zwei Nebenräumen.[8] Er ist gewiß, daß die Platte ein Altar und die ganze Anlage ein Heiligtum war. Die Ausgrabung von Jericho hat bisher nichts Entsprechendes ergeben. Macalister denkt bei den Schalen an Libationen von Blut oder anderen Flüssigkeiten, bei den Höhlen an den schließlichen Sammelplatz der Opfergüsse, mit Vorliebe aber auch an eine organisierte Priesterschaft, welche

[1] Bliß u. Macalister, Excavations in Palestine, S. 190.

[2] Macalister, PEFQ 1903, S. 317 ff., 1904, S. 111 ff.

[3] PEFQ 1905, S. 310 ff.

[4] Beides anerkannt von Vincent, Canaan d'après l'exploration récente, S. 92 ff., 218 ff.

[5] Sellin, Tell Taʿannek, S. 37 ff., Nachlese, S. 7 ff., 32 ff., anerkannt von Vincent, Canaan, S. 99.

[6] Nachlese, S. 20 f.

[7] Tell Taʿannek, S. 34 f., 103 f.; anerkannt von Kittel, Studien zur hebr. Archäologie, S. 133 ff.

[8] MuN d. DPV 1906, S. 12 f., 65 ff.; Vincent, a. a. O., S. 96 f., ohne bestimmtes Urteil; anerkannt von Kittel, Studien, S. 142 f. — Über ein anderes ähnliches Heiligtum berichtet Schumacher a. a. O., S. 58 ff.

da leichtgläubige Anbeter mit selbstfabrizierten Orakeln täuschte.[1] Nicht anders versteht sie Sellin[2] und wohl auch Schumacher. Vincent enthält sich geflissentlich jeder näheren Deutung.

Wir lassen zunächst diese Urteile auf sich beruhen und fragen, ob uns vielleicht andere und etwa auch näherliegende Beispiele von Schalensteinen die Gewinnung einer eigenen Meinung erleichtern. Wenn bei einer Grabung irgendwo Schalensteine und Höhlen auftauchen, könnte das Urteil der Ausgrabenden zuweilen durch die fehlende Übersicht über das ganze Gelände in seiner ursprünglichen Erscheinung getrübt werden. Auch macht wohl der Wunsch, womöglich gottesdienstliche Denkmäler zu entdecken, in dem einen oder anderen Fall den glücklichen Finder befangen. Man braucht in der Tat nicht nach Geser, Thaanach oder Megiddo zu gehen, um Schalensteine zu sehen. Wer vom Hause unseres Instituts westwärts nach dem nahen Grabheiligtum der Glaubenskämpfer aus der ḳēmar-Familie geht, sieht da zwischen demselben und einem neuerdings eingerichteten jüdischen Altersheim mitten im Felde einen isolierten Felsblock, der ebenso gut wie Sellin's Felsaltar in Thaanach, den ich auch in Augenschein genommen habe, als ein Altar aus prähistorischer Zeit gelten könnte. Der völlig isoliert stehende tafelförmige Block von 2 zu 1,40 m und 75 cm Höhe hat in seiner Oberfläche zwei Schalen von 32 bzw. 18 cm Durchmesser bei 14 bzw. 8 cm Tiefe. Eine Stufe für den amtierenden Priester ist nicht da, aber bei der geringen Höhe des Felsens hier so wenig zu erwarten wie bei dem „Altar" von Thaanach, dessen Stufe gewiß anders zu erklären ist. Unmittelbar dabei befindet sich weder Höhle noch Grab. Aber nicht weit davon, südwärts, fällt der Boden terrassenförmig ab, und hier sind Reste von Felsenkammern zu erkennen. An einen Altar erinnert auch ein wenig ein Felsblock mit einer Schale von 13 cm Durchmesser und 15 cm Tiefe bei ḳaṣr el-ʿaṣfūr, westlich von Jerusalem. Der Block mißt 40 zu 80 cm bei 70 cm Höhe und hat an einer Seite nahe der Oberfläche einen 30 cm breiten Absatz. Trotz alledem wird man mit dem Urteil über den Zweck dieser Schalen zurückzuhalten haben.

Geht man von hier nach dem an der Lämelschule vorübergehenden Wege, so findet man da, wo er ins Tal hinabsteigt, rechts von ihm einige Felsriffe, deren nördlichstes auf seiner Oberfläche zwar nicht eine Schale, aber einen flachen Trog von 35 zu 58 cm bei 20 cm Tiefe trägt. Eine niedrige Felsplatte mit einer Schale von 30 cm Durchmesser und 20 cm Tiefe, sowie eine zweite Platte mit einem Troge von 1,50 zu

[1] PEFQ 1904, S. 113.
[2] Nachlese, S. 33.

0,85 m bei 0,20 m Tiefe findet man unterhalb des städtischen Hospitals, wenn man nördlich von der Lämelschule den westwärts am Tale challet ez-za'tūt entlang führenden Weg verfolgt. Hält man alle vier Beispiele zusammen, so wird der erste Gedanke sein, daß sich in den Schalen und Trögen Wasser sammeln sollte, wie es tatsächlich auch im Winter geschieht, und zwar doch wohl zum gelegentlichen Gebrauch für Menschen und Tiere.

Die Vermutung wird zur Gewißheit, wenn wir ähnliche Schalen in der unmittelbaren Umgebung von Zisternen finden. Da hat man mit Vorliebe Steintröge,[1] in welche man das aus der Zisterne mit dem Ledereimer geschöpfte Wasser zum Tränken der Tiere füllt. Ein hübsches Beispiel eines neben die Zisternenmündung gestellten Steintroges sieht man links vom Fahrwege nach Bethanien, kurz ehe er in der Nähe des Schlachthofes zum wadi el-ḳaddūm hinabsteigt. Aus dem lebenden Felsen sind zwei solche Tröge gehauen bei der Zisterne bīr esch-schāmi am Südabhang des wādi el-ḳaddūm nahe dem wa'r muḥammad. Da führt eine 3 m lange Felsenrinne von der Zisternenmündung zu einem Troge von 65 zu 85 cm bei 15 cm Tiefe, der mit einem Ablaufsloche versehen ist. Unabhängig davon liegt oberhalb der Leitungsrinne im Felsen ein zweiter Trog von 90 zu 150 cm bei 30 cm Tiefe, weiter rechts ein Felsausschnitt von 8,60 zu 2,50 m mit Mosaikboden, der Rest einer Weinkelter. Grade hier gibt es auch unterhalb der eben erwähnten Rinne über einen kleinen Felshang zerstreut 8 Schalenvertiefungen von 10 bis 20 cm Durchmesser und 5 bis 15 cm Tiefe. Drei Stufen scheinen den Zugang zu ihnen zu erleichtern. — Tröge und Schalen können auch in Verbindung mit Rinnen zu dem Zulaufssystem einer Zisterne gehören. Dafür sieht man ein hübsches Beispiel auf dem zisternenreichen Felsrücken wa'r elbijār unterhalb der Bethanienstraße zwischen sche'b eṭ-ṭabbāl und wādi el-ḳaddūm. Hier fällt außerdem auf, wie unmittelbar neben einer Zisternenmündung eine größere Felsschale durch eine besondere kleine Leitung von oben her gefüllt wird. Offenbar soll der Wanderer, Hirte oder Pflüger hier in der Regenzeit Wasser finden, wenn ihm Schöpfeimer und Schöpfseil fehlen und das Zisternenwasser für ihn unerreichbar bleibt. Ich erlebe es oft genug, wie meine arabischen Begleiter nach solchen kleinen Behältern ausschauen, um ihren immer regen Wasserdurst zu stillen. Eine größere Zahl von Schalen ist zu sehen bei den zum Teil mit Zugangstreppen versehenen Zisternen bijār er-riāse und von es-

---

[1] arab. in Nordpalästina rān, im Süden ḥōḍ, im hebr. rehāṭīm, Luther ungenau „Tränkrinnen".

salālim zwischen dem alten über den Berghang laufenden Wege nach Bethanien und der neuen Fahrstraße. Ich zählte da in der Umgebung einer Höhle, die wohl einmal eine Zisterne war, zwei große Schalen von 60 und 65 cm im Durchmesser bei etwa 20 cm Tiefe und zwölf kleine Schalen bis zu 7 cm Durchmesser hinab bei 6 cm Tiefe.

Weiterab liegende Beispiele findet man bei muchmās, teḳūʿ und ed-dschīb. Am südlichen Ende des ersten Dorfes liegen zwei Schalen von 50 und 60 cm auf einer kleinen Felsfläche, dann auf einer zweiten Felsfläche wieder zwei Schalen von 55 und 65 cm. Die Tiefe variiert von 15 bis 30 cm. Weiter unterhalb stößt man auf eine Zisternenmündung. In teḳuʿ (Thekoa) gibt es sechs Schalen verschiedener Größe nördlich von der ehemaligen Burg jenseits des Festungsgrabens, drei große Schalen innerhalb der Burg, zwei Schalen am Südende der Ortslage, alle in der Nähe von Zisternen. Bei der Quelle ʿēn el-balad vor ed-dschīb (Gibeon) sind 14 Schalen von 35 bis 6 cm Durchmesser und 35 bis 2 cm Tiefe über einen Felsrand von etwa 10 m Länge zerstreut.[1] Ein Tränktrog von 40 zu 80 cm und 3 Schalen von 55, 20, 17 cm Durchmesser umgeben die Reste der Treppe, welche ehemals zur Hauptquelle von en-nebi samwīl hinabführte.



Abb. 1. Felsrand mit Schalen an der Dorfquelle von ed-dschīb.

Ein sehr merkwürdiges Zuleitungssystem mit fünf abgegrenzten Sammelplätzen, die durch Rinnen und Schalen verbunden sind, dient einer Zisterne hart am Festungsgraben von chirbet el-jehūd (Bettir). Noch komplizierter sind Rinnen und Tröge mit Zisternen verknüpft in dēr el-azhar[2] bei ḳerjet abu ṛōsch (Kirjat Jearim). Dort soll das Wasser einer Felsplatte auf drei Zisternen verteilt werden. Deshalb hat man verschiedene Tröge durch Rinnen miteinander verbunden und einer Zisterne dienstbar gemacht, während anderes Sammelwasser durch eine um das genannte System herumlaufende Rinne einer zweiten Zisterne zugeführt wird, deren Gebiet dann wieder durch eine besondere Rinne zugunsten der dritten Zisterne beschränkt ist. Die Anlage, welche

---

[1] Die Maße (Durchmesser und Tiefe) der einzelnen sind folgende: 30×10, 18×8, 22×25, 17×5, 7×6, 11×8, 30×35, 35×15 (mit Zuleitungsrinne in Schleifenform), 25×15, 20×10, 10×7, 6×5, 8×2, 8×4 cm. S. Abbildung 1.

[2] Auf den Karten, auch bei Schick-Benzinger, irtümlich der el-ʿāzār, woran Germer-Durand, Rev. Bibl. 1906, S. 287, historische Reflexionen knüpft.

neuerdings erst durch Abgrabung des darübergeschwemmten Erdreiches sichtbar wurde, hat um so weniger mit sakralen Zwecken zu tun, als eine zu einem antiken Taubenhaus eingerichtete Grotte sich in ihrer unmittelbaren Nähe befindet.

Gegen die bisher von mir geltend gemachte Bedeutung der Schalen bei Zisternen und Quellen zu Trink- und Tränkzwecken kann der Einwand erhoben werden, daß nicht wenige von ihnen so klein erscheinen, daß sie in dieser Richtung keine große praktische Bedeutung hatten. Indes ist zu beachten, daß man in Palästina oft Veranlassung hat, mit dem Wasser zu sparen. Die Lämmer- und Zickleinherden, die für sich zu weiden pflegen, sind ja doch auch zu tränken, und im palästinischen Altertum, welches noch keine Hühner kannte, war die Taubenzucht von großer wirtschaftlicher Bedeutung, wofür fünf Taubengrotten bei Jerusalem, besonders aber die großen unterirdischen Kolumbarienanlagen bei bēdschibrīn ein glänzendes Zeugnis ablegen.[1] Das Trinkbedürfnis der Tauben war in der langen regenlosen Zeit auch in acht zu nehmen. Endlich konnten in Zeiten, in welchen man vorwiegend Thongeräte mit gewölbtem oder spitzem Boden hatte, die Näpfe ihrer Aufstellung dienen, woran mich Professor Macalister neuerdings erinnerte.

Größere Schalen in der Nähe von Zisternen und Quellen werden auch zum Waschen gedient haben. Das kann man jetzt unter anderem bei der Dorfquelle von ed-dschīb (Gibeon) sehen. Da sitzen die Frauen, weichen in kleinen Steintrögen, deren fünf vor dem Eingang zur Quelle stehen, ihre Wäsche ein und schlagen sie mit einem Holz. Im palästinischen Altertum gab es ein besonderes Gewerbe des Walkers, welcher die Wäsche mit vegetabilischem oder mineralischem Natron in besonderen Trögen einweichte, mit den Füßen trat und dann in reinem Wasser auswusch. Die Bibel gibt uns in dieser Richtung einige Andeutungen (z. B. Mal. 3, 2), welche die talmudische Literatur zu einem hinreichend klaren Bilde vervollständigt.[2] Man hatte dazu, wie es scheint, größere Bassins (nibrêket) und kleinere Tröge (bāḳīaʿ).[3]

[1] Eine dieser Anlagen, es-sūḳ, enthält fast 2000 Nistplätze, s. PEFQ 1901, S. 11 ff. Es ist seltsam, daß man diese Anlagen für Grabkolumbarien gehalten hat, obwohl die Nischen von nur 20 zu 30 cm in allen Dimensionen dafür unbrauchbar sind. Ich behalte mir vor, anderwärts darauf zurückzukommen. S. auch Dalman, Petra und seine Felsheiligtümer, S. 230.

[2] Rieger, Technologie und Terminologie der Handwerke in der Mischna I, S. 39 ff. Dort ist gesagt, daß zwischen zwei Walkergruben drei Faustbreit Zwischenraum sein mußten. Es handelt sich aber Bab. bathr. II 1 um den Abstand von der Mauer des Nachbars.

[3] Nach j. Mo. kat. 80 d wäre bāḳīaʿ ein feststehender Trog, und nibrêket allgemeine Bezeichnung.

Wenn der alte Name unsers Hiobsbrunnens ʿēn rōgēl vom Targum richtig als „Walkerquelle" gedeutet wird, läßt sich erwarten, in seiner Nähe Vorrichtungen zum Walken zu finden. Jetzt sind um den Brunnen herum sieben größere Bassins, davon zwei in einem gewölbten Hause, erbaut und außerdem zwei große runde Steintröge aufgestellt. Die letzteren können als Tränke gemeint sein, die ersteren sind dazu nicht zu brauchen und werden einem gewerblichen Zwecke gedient haben. Außer dem Gerber kann dafür nur der Tuchfabrikant oder Wäscher in Frage kommen. Diese Bassins stammen indes sicher erst aus arabischer Zeit. Aber viel älter sehen aus zwei Gruppen von Schalen, welche direkt östlich vom Brunnen oberhalb einer jetzt fast verschütteten Höhle in den Felsen gehauen sind. Man hat ihretwegen in den Felsen kleine terrassenartige Stufen geschnitten und auf diesen die runden Vertiefungen, zum großen Teil paarweise, angebracht. Ich zähle in der nördlicheren Gruppe 8, in der südlichen 7 Schalen.[1] Ursprünglich mögen es noch einige mehr gewesen sein, doch verstehe ich nicht, wie im Jahr 1900 Hanauer hat an dieser Stelle 30 Schalen, Merrill sogar 30 bis 50 zählen können,[2] obwohl ich wenigstens seit 1902 die Stelle beobachtet habe. Die Schalen haben durchgängig fast dieselbe Größe. Vier haben 65 cm Durchmesser, sieben 60 cm, je eine 55 und 50 cm; eine ist nur halb vorhanden und wohl nie vollständig gewesen. Die Tiefe der Schalen beträgt 30 bis 35 cm. Fünf in den Fels gehauene Stufen oberhalb des Zwischenraums der beiden Schalengruppen sind der Rest einer Treppe, die ehemals in der genauen Richtung des Brunnens hier vom Berge herabführte. Vincent[3] vermutet hier ein Heiligtum aus neolithischer Zeit, dessen Schalen vielleicht später die Walker in Gebrauch genommen hätten. Kittel,[4] welcher auf die Schalen keinen direkten Bezug nimmt, hält sogar einen vor dem Brunnenhause auf dem aus Steinschutt bestehenden Boden lose liegenden Stein, einen Würfel von etwa 70 cm, für den in der Geschichte Davids (1 Kön. 1, 9) erwähnten Schlangenstein. Dafür spricht nichts an einem Punkte, wo der in das Tal geschwemmte Boden ständig wächst und beim Brunnen nicht unter 6 m, vielleicht gegen 20 m stark ist. Ein Stein aus Davids Zeit würde hier längst tief im Erdboden stecken und wäre ohnedies bei dem mehrfach verschütteten und wieder aufgegrabenen Brunnen nicht liegen geblieben. Trotzdem zweifele ich nicht, daß das Heiligtum des

[1] S. Abbildung 2 auf Tafel 1.
[2] PEFQ 1900, S. 250 f., 361 ff.
[3] Canaan, S. 100, Anm. 2.
[4] Studien, S. 171 ff.

Schlangensteins sich bei dem Vorgänger des jetzigen Hiobsbrunnens[1] befand, den man vielleicht bei einem der von Warren aufgedeckten Treppengänge[2] suchen muß. Jene Schalen werden aber mit diesem Heiligtum nichts zu tun haben, weil die Art ihrer Herstellung in die dann für sie vorauszusetzende kunstlose Epoche wenig passen will. Man wird sie am ehesten mit ihrem Entdecker Hanauer für Walkertröge zu halten haben, deren Lage in dieser Entfernung vom Brunnen sich dadurch erklärt, daß man erst hier Felsen fand und außerdem desselben wohl auch zum Trocknen bedurfte.

Aber noch zu anderen gewerblichen Anlagen können Schalen gehören. Wenn jemand vor der Hauptolivenlese sich ein wenig Öl herstellen will, benutzt er dazu gern eine in den Felsen gehauene flache Schale. Man erhitzt die Oliven im Feuer, zerdrückt sie mit den Händen in der Schale, nimmt die Trester aus dem Öl und preßt sie am Rande der Schale nochmals aus. Eine solche Schale nennt man miḳr[3] el-bedūdie, wobei bedūdie an die bedīdā oder bōdēdā der Mischna (Schebi. VIII 6) erinnert, was wahrscheinlich dieselbe Sache meint. Nach anderer Methode zermalmt man die Oliven mit einem Stein auf einer Felsplatte, tut sie dann in ein Gefäß oder eine Vertiefung im Boden und schüttet heißes Wasser darauf, so daß das Öl nach oben steigt. Eine derartige Quetscheinrichtung heißt medras. Ein hübsches Beispiel einer solchen primitiven Ölkelter gibt es auf einer Tenne bei ṣūba westlich von Jerusalem. Zwei flache Vertiefungen von 45 cm Durchmesser und 5 bzw. 7 cm Tiefe befinden sich da neben einer 25 cm tiefen Schale von 60 cm Durchmesser. Mit einem walzenförmigen Stein von 55 cm Länge und 33 cm Dicke werden in den flachen Vertiefungen die Oliven zerquetscht. Die tiefere Schale dient als Sammelplatz für das Öl. Einzelne flache Vertiefungen im Felsen zu dem gleichen Zweck sah ich hier bei Jerusalem in den Gärten el-karamāt nordöstlich unterhalb der Bochara-Kolonie und am südöstlichen Abhang des Hügels er-rās westlich vom wādi en-nār,[4] auch auf der Westseite von chirbet

---

[1] Eine Hioblegende des Islam ist an ihn geknüpft worden. Aber die sagenhafte Verbindung mit dem Zemzam-Brunnen in Mekka wird nicht von ihm, sondern von der Siloaquelle ausgesagt, wie sich aus Mukaddasi, Mudschir ed-din und der lebendigen moslemischen Überlieferung ergibt (anders Kittel).

[2] Warren u. Conder, Jerusalem, S. 372 ff.

[3] miḳr (= niḳr) ist südpalästinische Bezeichnung für jede kleine schalenartige Vertiefung im Felsen.

[4] Hier meine ich eine Schale von 60 cm Durchmesser und 20 cm Tiefe, an welche eine Schale von 40 zu 10 cm stößt. Eine dritte Schale von 55 zu 15 cm ist nahe dabei.

el-jehūd. Zwei ganze Gruppen solcher Schalen, welche el-medāris genannt werden, weist die Felsplatte auf, welche den Hügel des Dorfes ed-dschīb mit dem südlich anstoßenden zweiten Hügel er-rās verbindet. Ich verzeichnete da (am 8. Jan. 1905) nach Osten zu in der einen Gruppe 5, in der anderen 6 Schalen, alle von 55 bis 100 cm Durchmesser und 11 bis 18 cm Tiefe. Ein würfelförmiger Quetschstein von 30 bis 35 cm Dicke lag daneben. Kittel[1] hält die Felsplatte, die noch jetzt als ein heiliger maḳām gelte, für die aus Salomos Geschichte (1. Kön. 3, 4) bekannte Opferhöhe von Gibeon und stellt einen mehr in der Mitte befindlichen Zisternenmündungsstein (charaze) von der gewöhnlichen Form in Parallele zu einer sehr andersartigen Opferschale in Petra. Neben der Zisternenmündung befindet sich ein Trog von 52 zu 83 cm bei 20 cm Tiefe, eine Schale und ein Bassin von 2,20 zu 1,35 m bei 32 cm Tiefe, alle offenbar zum Tränken bestimmt. Ich fand dieses Frühjahr die Felsplatte, welche man gewöhnlich nach der da befindlichen Zisterne el-hrubbe nennt, teilweise mit Dunghaufen bedeckt. Wenn man zu Kittel von einem maḳām geredet hat, belog man ihn entweder, um ihn da wegzuweisen, oder man meinte eine westlich davon am Abhang liegende, mit Malerei verzierte, fast verschüttete alte Grabanlage, welche die dschauabe als Heiligtum des schēch el-ʿadschami verehren. Die Opferhöhe von Gibeon lag nach 2. Sam. 21, 9 (vgl. V. 6 nach verbesserter Lesart) auf einem „Berge". Dafür kann wohl nur der einzige bei Gibeon vorhandene Berg von en-nebi samwīl, nicht aber jene Felsplatte zwischen den beiden Hügelkuppen von ed-dschīb in Frage kommen. — Keine Schalenvertiefungen mehr, sondern kleine Tröge sind die von einer Rinne umgebenen Aushöhlungen am Boden einer Felsennische, welche beim Auspressen des Öls aus den zerquetschten Oliven gedient haben. Von dieser Art sind die vermeintlichen Opferstätten, welche Graf v. Mülinen glaubte, bei esch-schēch dschebel, esch-schellāle und bei schēch ibrāḳ am Karmel entdeckt zu haben.[2] Er meint, man habe vor der Nische einen transportablen runden Altar aufgestellt, von welchem das Blut herablief, um durch die kreisförmige Rinne in die Vertiefung zu gelangen. Wo in der Nische weiter oben sich eine kleinere Nische befindet, sei sie für die Aufstellung eines Idols bestimmt gewesen. Aber das Ganze ist ein unverkennbarer ʿöschsch einer Ölpresse, in welchen die Körbe mit den zerquetschten Oliven gestellt werden. Die kleinere Nische diente als Halt für den Preßbalken; wo sich keine findet, hat man unmittelbar mit Steinen gepreßt. Demselben

[1] Studien, S. 139ff.

[2] ZDPV 1908, S. 75f., 138ff., 184f.



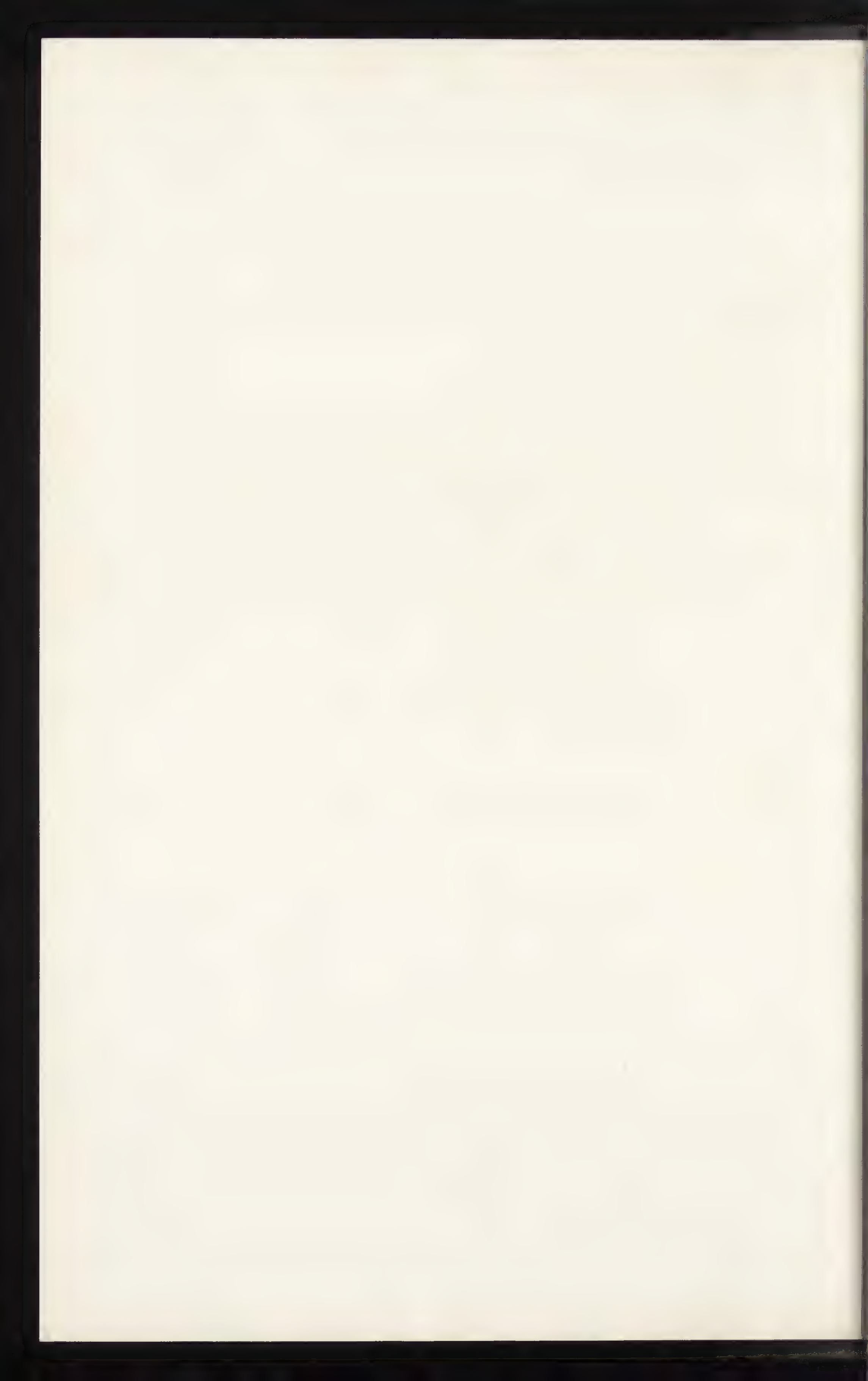
2. Schalen beim Hiobsbrunnen bei Jerusalem.

Aufnahme von G. D.



4a. Schalen der vierten Terrasse von dēr es-sinne.

Aufnahme von G. D.



Zweck dienen Steine mit kreisförmigen Rinnen, jetzt ʿaṣāra genannt, wie sie Graf v. Mülinen bei chirbet ʿalā ed-dīn gefunden und für Altarplatten oder uralte Opferstätten gehalten hat.[1] Eine halbe ʿaṣāra ist als Pfeiler, d. h. Dachstütze verwandt worden auf tell el-mutesellim in einem Raum, den Schumacher für ein Heiligtum hielt.[2] Er sowohl wie Vincent[3] wissen für das von ihnen beschriebene Rinnensystem keine Erklärung.

Bei alten Weinkeltern sind gleichfalls Schalen keine seltene Erscheinung. Ihren Zweck versteht man am leichtesten dann, wenn sie sich im Boden des Tretplatzes befinden. Dann war die Meinung, daß der nach dem tieferen Keltertrog nicht ablaufende Most in den Schalen sich sammeln und da geschöpft werden sollte. Von dieser Art sind drei runde Schalen und eine viereckige Vertiefung in dem mit Mosaik gepflasterten Boden einer Weinkelter bei dēr es-senne südlich von silwān, und verwandte Erscheinungen in tell eṣ-ṣāfi, bei denen Bliß und Macalister nicht mit Recht an Ölkeltern dachten.[4] Öfters sieht man aber Schalen in der nächsten Umgebung des Tretplatzes. Zwei Schalen umgeben eine Kelter bei chirbet meḥna im ʿadschlūn, vier eine Kelter auf dem Neboberge der Araber,[5] elf Schalen von 23 bis 28 cm Durchmesser und 20 bis 23 cm Tiefe eine Kelter am Wege von muchmās nach chirbet ed dwēr.[6] Der Zweck dieser Schalen ist nicht ohne weiteres klar. Ich habe zwar in Gegenden, in welchen noch in altertümlicher Weise die Trauben für Wein- oder dibs-Bereitung getreten werden, dieses Geschäft studiert, aber nirgends einen Brauch gefunden, welcher solche Schalen erklären könnte. Vermuten läßt sich, daß man in einer Zeit, in welcher der Wein ein wichtiges Volksgetränk war, vor der eigentlichen

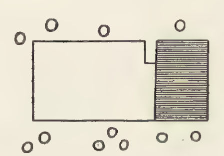


Abb. 3. Schalen um eine Weinkelter bei muchmās.

[1] Ebenda, S. 111 f.

[2] MuN d. des DPV 1904, S. 49.

[3] Canaan, S. 133.

[4] Excavations in Palestine, S. 199 ff.

[5] Gesehen am 25. April 1900.

[6] S. Abbildung 3. Die Vorstellung ist weit verbreitet, als seien die Oliven wie die Weintrauben im Altertum „getreten" worden (s. z. B. Nowack, Hebr. Archäologie I, S. 238). Aber das ist physisch unmöglich. Mich. 6, 15 ist das „Treten" von Oliven und Most schon dem Targumisten anstößig gewesen, der es in die Fachausdrücke badded und ʿaṣar spaltet, auch LXX und Syrer haben den Ausdruck „treten" vermieden. Aber die Araber brauchen daras ebenso vom Getreide wie von Oliven.

Weinproduktion kleine Mengen von Most in diese Schalen zur Klärung gegossen hat, um im heißen Spätsommer im Weinberge rasch etwas zu trinken zu haben. Bei „Steinaushöhlungen" in der Nähe einer Kelter denkt Graf v. Mülinen an ein Klärbassin für Traubenhonig (dibs).[1] Indes selbst bei größeren Bassins, die er wohl meint, ist dies nicht so absolut gewiß, da man auch an Most denken kann, und für kleinere Schalen bleibt auch dann die Frage nach ihrer Bedeutung offen. Daß sie zur Aufstellung von Krügen dienten, wäre auch hier nicht ausgeschlossen.

Damit sind noch nicht alle Möglichkeiten eines praktischen Gebrauches von Schalen erschöpft. Als Mörser kamen sie gewiß gelegentlich auch in Frage. In dem durch die Ausgrabungen von Sellin und Watzinger freigelegten alten Jericho sieht man eine große Zahl von Steinwürfeln, deren Oberfläche mit einer nicht sehr großen runden Vertiefung versehen ist. Darin wird man Getreide gestampft haben. Ein im wesentlichen ebenso beschaffenes Gerät, das in der Ausführung an den Fleischmörser des heutigen Nordpalästina erinnert, wird von Schumacher[2] gewiß nicht mit Recht für einen „kleinen Altar" gehalten.

Bisher ist uns keine Schale, kein Schalenstein begegnet, wobei die Erklärung durch ein gewöhnliches Bedürfnis des Lebens ausgeschlossen erschien. Darin liegt eine Mahnung zur Vorsicht bei der Beurteilung ausgegrabener Schalengruppen, und die Forderung scheint berechtigt, daß ein palästinischer Archäologe vor allen Dingen eine gründliche Kenntnis der neuen und alten Methoden der Öl- und Weinbereitung, des Dreschens, Mahlens, Backens usw. gewinne, ehe er an die Altertümer des Landes herantritt. Indes es gibt Fälle, in denen die Bestimmung der Schalen für menschlichen Nutzen sich schwer oder gar nicht durchführen läßt.

Abgesehen sei hier von der jeder Erklärung spottenden in den Fels gehauenen Riesenschale von etwa 8 m Durchmesser und 25 bis 50 cm Tiefe fast auf dem Gipfel des Hügels er-rās zwischen wādi jāṣūl und el-challe im Süden von Jerusalem. Nahe ihrem Westrande befinden sich drei kleine Schalen, vielleicht natürlichen Ursprungs, in einiger Entfernung nach Osten zu am Abhange ein Stollen von 3 m Breite und 19 m Länge, ebenfalls ohne erkennbaren Zweck. Zwei kleine Gruppen von Schalen mit Rinnen am Ostabhang desselben Hügels, welche van Kasteren ZDPV 1890, S. 78 f. beschreibt, habe ich trotz mehrfachen Suchens nicht finden können. Sie sind wohl jetzt

[1] ZDPV 1908, S. 74f.

[2] MuN d. DPV 1906, S. 26.

von Häusern überbaut. Einzigartig ist aber in der Nähe Jerusalems eine Gruppe von Schalen auf dem Felshang nördlich vom Einlauf des wādi dēr es-sinne[1] in das wādi en-nār, das hier wādi es-sauāḥre heißt. Nicht weniger als 82 Schalen und Tröge sind hier über den Abhang verstreut. Wenn man auf dem vom wādi en-nār hier nach der Jerichostraße führenden Pfade an das obere Ende des Felsens gelangt, sieht man zunächst einige gegen 3 m lange Stufen, die auf eine 3 bis 4 m breite und gegen 20 m lange Felsbank führen. 20 Schalen und 2 Tröge in zwei Gruppen sind in sie eingegraben. Am linken Ende liegt das Schöpfloch einer Zisterne. Daran schließt sich eine offenbar künstlich hergestellte, 70 cm tiefere Terrasse von etwa 3 m Breite mit 11 Schalen. Eine dritte, ebenso breite und 45 cm tiefere Terrasse zählt 10 Schalen und Tröge, eine vierte, 8 m breit und 60 cm tiefer, weist an ihrem Rande 18 Schalen auf.[2] Nach einem 4 bis 5 m breiten Felsstreifen ohne Schalen folgt über 1 m tiefer eine fünfte Terrasse von gegen 19 m Breite, in welche etwa 1 m tief die S. 33 erwähnte Weinkelter von 7 zu 7.80 m eingeschnitten ist. Weiter unterhalb verschmälert sich die zum Tale abfallende Felsplatte. Grotten und Zisternen liegen an ihren beiden Rändern. Noch 8 mehr vereinzelte Schalen, ein nur 15 cm tiefes Bassin von 1.80 m im Geviert und ein schön gearbeiteter ovaler Trog von 2.50 zu 1.15 m und 35 cm Tiefe sind zu verzeichnen. Ganz unten vor dem letzten Absturz umgeben drei Bassins von 3 zu 7 m, 2 zu 1.60 m, 1 zu 0.90 m und eine Schale die schachtförmige obere Öffnung einer merkwürdigen Grotte, welche zugleich Zisterne und Taubenhaus gewesen ist. Es ist anzunehmen, daß an diesem Felsenhang zu verschiedenen Zeiten gearbeitet worden ist.



Abb. 4. Schalen auf dem Felsen von dēr es-sinne (die vier obersten Terrassen).

[1] Nach Survey of Western Palestine, Jerusalem, S. 342 deir es-Sonneik; aber schon Mudschīr ed-dīn (Sauvaire, S. 28) schreibt dēr es-sinne.

[2] S. Abbildung 4 und (auf Tafel 1) 4 a.

Die Taubengrotte und die Weinkelter könnten nachchristlich sein, die Schalen würde man gern einer älteren Zeit zuweisen. Bei ihrer Beurteilung ist in Betracht zu ziehen, daß der nāri-Fels, dem sie angehören, sehr weiche Gesteinschichten unter sich hat, welche zu Höhlenbildung neigen. Nach Süden zu ist die harte Felskruste teilweise allmählich unterminiert worden und abgestürzt. Zunächst wird man geneigt sein, anzunehmen, daß die Schalen und Tröge der Wassersammlung dienten und ihren Überfluß den tiefer liegenden Zisternen zufließen ließen. Indes macht ihre große Zahl immer wieder stutzig. Außerdem scheint zwar bei Schalen von 70 bis 30 cm Durchmesser eine praktische Bedeutung glaubhaft. Aber wenn sie nur 18, 15, 12, 9 cm Durchmesser und 5 bis 12 cm Tiefe haben, wie es hier öfter der Fall ist,[1] wird es schwer, selbst wenn man an die nahe Taubengrotte denkt, an einem solchen Zwecke festzuhalten. Die ehemaligen Bewohner von dēr es-sinne sind nach der Sage wunderliche Dummköpfe gewesen. Hier könnten sie aber doch etwas Vernünftiges zurückgelassen haben, das nur der verständigen Deutung harrt.

Alle sonst irgendwo in Palästina bekannten Schalengruppen werden überboten von der Gruppe zwischen chirbet dēr schebīb und bēt sūsīn am Nordwestabhang des Berges, auf dem das erstere liegt, oberhalb des Brunnens bīr el-ḥuwāra und der Quelle el-ḥafīre. Ich wurde auf diese Stelle aufmerksam durch van Kasteren, welcher in ZDPV 1890, S. 78 von 30 Schalen redet, die er hier gesehen habe. Aber er hat offenbar nur bemerkt, was vom Wege aus sichtbar ist. Was ich bei meinem Besuch der Stelle mit den Mitgliedern des Instituts am 31. März 1908 bei weiterer Untersuchung fand, übertraf jede Erwartung. Zunächst beobachtet man unterhalb der zerklüfteten Felswand, mit welcher der Berghang beginnt, vier größere Tröge in einzeln stehenden Felsblöcken, deren einige so hoch sind, daß sie als Tränke gar nicht in Frage kommen. Oberhalb der Felswand, die hier eine Grotte bildet, ist eine kleine teilweise geborstene Fläche von 82 Schalen in zwei Gruppen nahezu bedeckt. Steigt man dann den Bergabhang hinauf, der hier überall mit nackten Felsbänken und Felsflächen besetzt ist, so bemerkt man, daß viele von ihnen mehr oder minder dicht mit eben solchen Schalen besetzt sind, und zählt zunächst oberhalb 183 Schalen, und weiter westlich, in der Umgebung eines Schachtgrabes oder einer Zisterne, 138 Schalen. Weiter aufwärts fanden wir, mehr zerstreut, noch 139 Schalen. Das ergibt im ganzen 492, oder, da sicher einige

[1] Sämtliche Schalen der Felsplatte sind von mir gemessen worden.



6. Gräberblock von ʿēn sēlūn von vorn.

Aufnahme von E. Baumann.



7. Oberfläche der Gräberblocks von ʿēn sēlūn.

Aufnahme von G. D.



übersehen wurden, gewiß über 500 Schalen. Diesen Schalen ist eigentümlich, daß sie meist länglichrund, öfters nahezu viereckig, selten kreisrund sind. Sehr verschiedene Größen kommen vor. Vielleicht darf man sagen, daß sie eine durchschnittliche Größe von 50 zu 30 cm bei 15 cm Tiefe haben. Niemals sind die Schalen durch Rinnen verbunden.

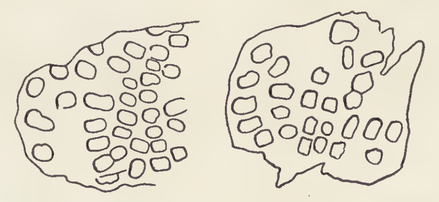


Abb. 5. Felsen mit Schalen bei bēt-sūsīn.

Die Umgebung der Schalen enthält außer fünf Weinkeltern und einer Ölmühlenbasis nichts Auffallendes. Aber es ist denkbar, daß die unterhalb liegende Grotte einmal eine mehr geschlossene Höhle war, die als Begräbnisplatz diente. In diesem Falle hätten die Stätte der Toten und das fröhliche Treiben an Wein- und Ölkeltern friedlich neben einander bestanden. Von den Schalen ist das Negative gewiß, daß sie nicht als Wassersammler zu Trinkzwecken gemeint sein konnten. In der Regenzeit bedurfte man ihrer nicht, da der Brunnen und die Quelle im Tal hinreichend Wasser geben, und in der Trockenzeit war das wenige Naß, das sie fassen konnten, längst verdunstet. Jedes größere Bassin wäre nützlicher gewesen als diese Hunderte von Schalen. Wir fanden schon Ende März keinen Tropfen Wasser in ihnen. Hier wie bei dēr es-sinne scheint die Annahme irgend einer idealen, nicht lediglich praktischen Bedeutung der Schalen sich gebieterisch aufzudrängen. Die Frage ist nur, in welcher Richtung man sie zu suchen hat.

Einen Fingerzeig gibt vielleicht eine Schalengruppe bei ʿēn sēlūn, der Quelle des alten Silo. Dort bemerkt der Besucher außer einer Gruppe von 9 Schalen unmittelbar bei der Quelle und einer zweiten Schalengruppe bei einem kleinen Felsenteich eine dritte Gruppe von Schalen auf einem isolierten großen Felsblock von etwa 6,50 m Länge, 1 bis 2 m Breite (an der Oberfläche) und 3 m Höhe. In die Vorderseite desselben sind zwei Arkosoliengräber gehauen, zwischen denen ein Pilaster etwas vorspringt.[1] Clermont-Ganneau[2] nimmt an, daß dieser Block, der sicher ursprünglich zu der dahinter liegenden Felswand gehörte, nur die hintere Wand einer vollständigen Grabkammer bedeutet. Dies ist nicht wahrscheinlich, weil die dann vor dem Felsblock vorauszusetzenden Felstrümmer fehlen. Für unseren Zweck ist allein von Bedeutung, daß die Oberfläche des Gräberblockes, den die

[1] S. Abbildung 6 auf Tafel 2.
[2] Archaeological Researches II, S. 301 f.

Anwohner ḳal'at el-'ēn, „den Felsen der Quelle", nennen, bedeckt ist von 19 Schalen, deren Durchmesser von 10 bis 49 cm variiert.[1] Zwei von ihnen befinden sich auf dem Boden eines Troges von 1,55 m Länge, 0,48 m Breite und 0,35 m Tiefe, der sich jetzt mit einer breiten Lücke nach der Rückseite des Felsens öffnet. Einige der Schalen sind nach dem unter ihnen liegenden Bogengrabe zu durchgestoßen und können also jetzt dem zum Wassertrog gewordenen Grabtroge Regenwasser zuführen. Durch das Einhauen von sieben stufenartigen Absätzen hat man den Bogen des einen Grabes zerstört, möglicherweise um an den ehemals wohl auf allen Seiten geschlossenen Trog auf der Oberfläche heranzugelangen.[2] Doch kann man auch hier nicht glauben, daß man von Anfang an, nur um Wasser zu sammeln, Trog und Schalen an dieser Stelle hergestellt hätte. Ich möchte annehmen, daß Schalen und Stufen gleichzeitig sind und somit jünger als die Grabanlage, welche nach ihrem Stil über die Zeit Christi nicht viel hinausreichen kann. Dann wäre denkbar, daß sie zu einer zweitmaligen Benutzung des einen Grabtroges Beziehung haben und somit zur Totenpflege ihrer Zeit gehören. Jedenfalls haben wir Veranlassung, andere Gräber daraufhin zu untersuchen, ob sie Ähnliches aufweisen.

In der unmittelbaren Umgebung Jerusalems ist mir keine Grabanlage bekannt, bei welcher Schalenvertiefungen vorkämen. Clermont-Ganneau erwähnt ein doppeltes Senkgrab bei sebasṭie,[3] Graf v. Mülinen eine Schiebgräberanlage bei eṭ-ṭanṭūra mit einer Schale.[4] Bei Senkgräbern und Schachtgräbern fand ich bei Petra in el-farase und el-ma'ēṣera, aber auch am Wege nach dem naḳb er-rbā'i Schalenvertiefungen, zuweilen zwei oder drei an einem oder beiden Enden der Graböffnung, seltner in größerer Zahl.[5] Musil will sogar dort bei einem Grab von ed-dāra beobachtet haben, daß eine derartige Schale mit der unter ihr liegenden Grabkammer durch einen senkrechten Kanal verbunden war, so daß die Spende sofort zum Raume des Toten hinuntergeflossen wäre.[6] Aber ich habe gerade diese Schale zweimal untersucht und gemessen. Dabei fand ich das Loch in ihrem Boden nur 10 cm tief und zweifelte sogar an seiner Ursprünglichkeit. Außerdem reicht die von mir gesehene Grabkammer, welche Musil verschlossen

---

[1] S. Abbildung 7 auf Tafel 2.
[2] S. Abbildung 8 auf Tafel 3.
[3] Arch. Res. II, S. 335. Ich habe das Grab nicht finden können.
[4] ZDPV 1908, S. 217.
[5] Dalman, Petra und seine Felsheiligtümer, S. 82. 225 f. 281.
[6] Arabia Petraea II 1, S. 46, mit Zeichnung, vgl. Dalman, Petra, S. 104 f.

fand, schwerlich bis unter die Schale. Immerhin wird nicht zu bezweifeln sein, daß Schalen bei Gräbern wenigstens bis in die hellenistische Zeit vorkamen.

In eine viel ältere Zeit gehören die Schalenvertiefungen, welche auf Dolmen, d. h. oberirdischen megalithischen Grabstuben, gefunden werden. Die Vorstellung, der man zuweilen begegnet, als sei dies häufig der Fall, ist freilich unrichtig. Ich habe die Dolmenfelder am nahr rukkād im dschōlān, bei kefr jūba, eṭ-ṭaijibe und ʿammata im ʿadschlūn, bei wādi es-sidr,[1] meschraʿ ʿakwe, el-meṭābeʿ, en-neba, wādi dschdēd, el-mrērāt und ʿammān in der belka, d. h. nahezu alle existierenden Dolmenfelder des Ostjordanlandes, darauf hin angesehen und unter Hunderten von Dolmen doch nur eine kleine Zahl mit unverkennbaren Schalenvertiefungen gefunden. Selbst bei diesen konnte in den meisten Fällen gefragt werden, ob die Vertiefungen nicht in den Felsplatten vorgefunden und ganz zufälliger Natur seien. Bei kefr jūba traf ich unter 39 untersuchten Dolmen nur zwei mit 5 bzw. 6 Schalen; aber auch diese waren vielleicht natürlich, weil an zwei Stellen der Dolmenfelder Felsbänke mit etwa je 30 natürlichen Näpfen zu beobachten sind. Guthe verzeichnet in ZDPV 1890, S. 125 f. die von Conder und Schumacher in Palästina gesehenen Schalen. Einige Beispiele für das westjordanische Land nennen Bliß und Macalister, Excavations, S. 192, Vincent, Rev. Bibl. 1901, S. 286, 291 f., Graf v. Mülinen, ZDPV 1908, S. 70 ff. Von besonderem Interesse ist ein von Hanauer[2] beobachteter Felsblock mit einer kleinen Schale bei einem Senkgrab und einer Höhle zwischen ʿarṭūf und eschwaʿ, weil man dabei nach Ri. 16, 13 an das Grab der Familie Simsons denken kann. Da sich aber auch eine Weinkelter dabei befindet, welche sich an den Felsblock anlehnt, ist die Schale auf ihm von zweifelhafter Deutung.

Über den Zweck aller Schalen bei Gräbern kann kein Zweifel sein. Es war eine Sir. 30, 18, Tob. 4, 17, Ps. 106, 28, Jubil. 22, 17, Brief Jerem. V. 26 bezeugte Sitte, welche nach 5. Mos. 26, 14 im alten Israel gang und gäbe war, den Toten Speise an das Grab zu bringen, nicht um sie als Götter zu ehren, sondern um für ihre Bedürfnisse Sorge zu tragen.[3] Von dargebotenem Trank ist hier nirgends ausdrücklich die Rede. Von den Griechen wissen wir aber, welche Be-

[1] So nach der Karte. Mir nannte man das Tal wādi ṭauāḥīn es-sukkar, was aber sicher nicht der richtige Name. De Luynes nennt die Gruppe nach ʿala ṣafa, s. Voyage I, S. 135 f., III, S. 233 ff.

[2] PEFQ 1906, S. 238 f.

[3] Dafür, daß es so gedacht war, s. Lagrange, Études, S. 331 ff.

deutung bei ihnen die „Totengüsse" hatten, die man als χοαί von den σπονδαί, den Trankopfern an die Götter, unterschied. Sie bestanden meist in Wein und Honigmilch, während man in älterer Zeit auch das Blut geschlachteter Tiere ins Grab rinnen ließ.[1] Die alten Araber spendeten Wasser und Wein, um den Durst ihrer Toten zu stillen.[2] Noch heut kommen bei den Beduinen Wasserspenden auf das eben geschlossene Grab vor. Einen Krug mit Wasser stellen manche neben das Haupt des Toten.[3] Öl- und Milchspenden gießt man auch später auf das Grab.[4] Städtische moslemische Gräber sind oft mit einer kleinen runden oder viereckigen Vertiefung versehen, in die man Wasser gießt, als Akt der Wohltätigkeit für die Vögel, wie man jetzt sagt, ursprünglich gewiß im Interesse der Toten. Auch das kostbare Naß des vom Himmel traufenden Regens kann unter denselben Gesichtspunkt gestellt werden. Eine arabische Dichterin sang:[5] „Tränke sei deinem Grab vor allem, und unabläßig benetze es der Donnerwolken Wasserschwall, wenn sie der Sturmwind melkt". Im Haram von Mekka leitet eine goldene Rinne das Regenwasser vom Dache der kaʿbe auf das Grab Ismaels.[6] Um Regenwasser könnte es sich auch handeln, wenn die Schalen auf der Deckplatte von Dolmen durch kleine Rinnen zu einem System verbunden sind, wie es sich südlich von ʿammān und im wādi dschdēd in je einem Beispiel findet.[7]

Auch Schlachtungen für die Toten kommen vor, bei Beduinen häufiger als bei Bauern,[8] welche öfters andere Speisen für die Toten bestimmen, besonders die bei den Griechen kirchlich gebilligte selīḳa (griech. Κόλυβα)[9] d. h. gesottenen Weizen. Vom Blut der Schlachttiere kann auch etwas an das Grab gesprengt werden, jedoch nicht, weil man es, wie bei den alten Griechen, von den Toten genossen dächte, sondern als Zeichen der Übergabe der eigentlich dem Toten zugedachten Mahlzeit. Daß Schalen für die Aufnahme von Blut, Milch oder Wasser bei den gewöhnlichen Gräbern der Beduinen vorkämen, wird

---

[1] Stengel, Griech. Kultusaltertümer, S. 130 ff.

[2] Wellhausen, Reste arab. Heidentumes, S. 182 f.; Jacob, Altarab. Beduinenleben, S. 142 f.

[3] Musil in Kuṣejr ʿAmra, S. 47, Arabia Petraea III, S. 424 f.

[4] Musil, Arabia Petraea III, S. 451.

[5] Geyer, Memnon I, S. 200.

[6] Hughes, Dict. of Islam, s. v. Kaʿbah.

[7] Conder, Survey of Eastern Palestine, S. 20, 268.

[8] Für die letzteren s. Graf v. Mülinen, ZDPV 1907, S. 174, für die ersteren Musil, Arabia Petraea III, S. 450 ff.

[9] Palamas, Ἐπίτομος ὀρθόδοξος χριστιανικὴ λειτουργική, S. 28 f.

nirgends berichtet, habe ich auch nie gesehen. Trotzdem wird es erlaubt sein, die aus alter Zeit stammenden Gräberschalen durch solche Totenspenden zu erklären. Und da es durch die Ausgrabungen von Geser feststeht, daß in sehr alter Zeit natürliche Höhlen für Bestattungen dienten,[1] gewinnen wir die Möglichkeit, Schalenvertiefungen bei und in solchen Höhlen als Spendeschalen zu betrachten. Da es sich doch um mehr symbolische Tränkung handelte, brauchte nur ein kleines Maß von Flüssigkeit Raum zu finden, es könnten auch die Schalen schließlich wie die ins Grab gelegten Gefäße nur symbolischen Charakter gehabt haben. Ihre große Zahl kann man durch eine entsprechende Zahl derer erklären, welche die Toten tränken wollten, oder auch durch die Menge der Toten, die in einem Grabe vereinigt waren, oder endlich ebenso wie massenhaft gespendete Krüglein und Lämpchen als eine überreichliche Versorgung zur Ehre eines oder mehrerer Toten.

Auf diese Weise fände sich für die massenhaften Schalengruppen von dēr es-sinne und bēt sūsīn eine brauchbare Deutung, die auch für die Ausgrabungen in Geser, Thaanach und Megiddo[2] eine weiterreichende Geltung haben könnte, als es die Leiter der Ausgrabungen bisher zugestanden haben.

Doch bleibt die Frage noch offen, ob nicht gleichwohl eine *sakrale* Bedeutung solcher Schalen möglich ist und für gewisse Fälle angenommen werden muß. Dies würde besonders gelten von der Schalengruppe des von Hanauer[3] 1885 entdeckten und von Schick[4] 1887 eingehend beschriebenen Altarsteines in der Feldflur von ṣarʿa, der Heimat Simsons, etwas südlich vom Wege von ṣarʿa nach ʿarṭūf.[5] Er ist genauerer Beachtung auch deshalb wert, weil recht denkbar ist, daß die alte Geschichte vom Opfer des Manoah vor der Geburt Simsons (Richt. 13) sich an diesen Stein knüpfte. Der von mir 1905 und 1908 besuchte Felsaltar besteht aus einem etwa 1,30 m hohen, mit den Ecken nach den Himmelsrichtungen schauenden Würfel von 2,16 m im Geviert, über welchem sich ein 27 cm hoher Aufsatz von 1,45 zu 1,50 m erhebt. Auf drei Seiten zieht sich um den letzteren ein Umgang von 23 bis 33 cm Breite. Auf der vierten Seite, der südwestlichen, ist er über 90 cm breit, und hier hat man auch die Südecke des Aufsatzes 38 cm tief und 90 cm breit herausgehauen, so daß ein Platz entstand, von dem aus bequem auf der

---

[1] S. Macalister, PEFQ 1902, S. 347 ff.
[2] S. oben S. 25 f.
[3] PEFQ 1885, S. 183 f.
[4] ZDPV 1887, S. 131 ff.
[5] S. *Abbildung* 9 auf Tafel 3.

ganzen Oberfläche des Aufsatzes hantiert werden konnte. Reste von abwärtsführenden Stufen finden sich auf zwei Seiten (Südost und Nordwest). Die untersten Stufen scheinen mit dem Felsen, in den sie gehauen waren, abgebrochen zu sein. Zwei große Felsbrocken, die der Südwestseite vorgelagert sind, mögen einmal Teile des Altarfelsens gewesen sein, sind aber vor so langer Zeit abgespalten, daß die Zusammengehörigkeit nicht mehr erkennbar ist. Im Nordwesten trennt ein 1,50 m breiter Gang den Felsblock von aufsteigendem felsigem Terrain, zu dem er jedenfalls einmal eine nähere Beziehung hatte. Er ist sicher ein Rest einer vorspringenden Ecke einer jetzt teilweise verwitterten Felsbank, dem man dann durch künstliche Bearbeitung seiner Oberfläche und zweier Seiten seine jetzige Gestalt gab. Das Merkwürdigste des Felsblocks sind aber die in die Osthälfte seiner Oberfläche und des Umlaufs geschnittenen zwölf Näpfe von 7 bis 23 cm Durchmesser und 4 bis 18 cm Tiefe.[1] Jeder Napf ist mit einer kleinen, meist schleifenförmigen Zulaufsrinne versehen, welche offenbar bestimmt war, ihm von dem eingeschlossenen Teil der Altarfläche aus Flüssigkeit zuzuführen. Ein Stück einer Rinne von 7 cm Breite und 3 cm Tiefe läuft ohne Verbindung mit irgendwelchen Schalen am Nordwestfuße des Aufsatzes entlang. In der Nähe der Südecke scheint vielleicht erst nachträglich ein 16 cm tiefer Trog von 50 zu 45 cm eingehauen zu sein. Der Block sieht aus wie ein Altar, und wenn die Leute von ṣarʿa, welche ihn ḳalʿat el-mefarraze „den geränderten Felsen“[2] nennen, noch jetzt an seinem Fuße schlachten und vom Blut auf seine Wand tupfen, wie man mir erzählte, so scheint die alte sakrale Bedeutung des Blockes noch immer nicht erloschen zu sein. Freilich einen Brandaltar hätte man schwerlich auf einem reichlichen Drittel seiner Fläche mit Näpfen versehen. Allenfalls wäre ja denkbar, daß ein im Ausschnitt des Aufsatzes Stehender ein vor ihm mit ostwärts gerichtetem Kopfe liegendes Tier schlachtete und das Blut über den Ostteil der Fläche laufen ließ. Die kleinen Rinnen würden dann dafür gesorgt haben, daß ein Teil des Blutes in den Näpfen stehen blieb, während der Rest über die Seitenwände abfloß. Aber man fragt dann mit Recht, warum für das dem durchschnittenen Hals des Opfertieres massenhaft entströmende Blut nicht ein einziges größeres Bassin hergerichtet wurde, und würde lieber annehmen, daß nicht ein Teil einer hier massenhaft fließenden Flüssigkeit in den Schalen gesammelt, auch nicht von Menschen hier etwas gespendet werden sollte, da diese doch in die

[1] Schicks nicht ganz zutreffende Zeichnung, von Kittel, Studien, S. 105, wiedergegeben, wird hier durch eine genauere ersetzt. S. Abbildung 10.

[2] Schick schreibt ungenau mufarraṣ, was er mit „geschnitten, graviert“ übersetzt.



8. Hinterseite des Gräberblocks von ʿēn sēlūn.

Aufnahme von G. D.



9. Der Altarstein von ṣarʿa von Osten.

Aufnahme von E. Baumann.



Schalen gegossen haben würden und keiner Zuleitung bedurften. Man möchte glauben, daß gerade dann, wenn Menschen keine Spenden vollzogen, jeder Regen die Schalen füllen sollte. Ihr Inhalt konnte dann für Lebende nicht bestimmt sein, und man würde ohne weiteres an Tote denken, wenn ein Grab in der Nähe sichtbar wäre, was nicht der Fall ist.

Der Augenschein lehrt jedenfalls, daß die Schalen nicht, wie Kittel meint, [1] einer primitiven Urgestalt des Steines angehören, sondern seiner künstlichen Formung gleichzeitig sind, wenn nicht gar jünger als sie. Zum Vergleiche bietet sich ein von Schick [2] 1883 zuerst gesehener, ebenfalls mit Näpfen versehener Stein am nördlichen Ende von chirbet marmīṭa östlich von ʿarṭūf, etwa eine halbe Wegstunde vom Felsaltar. Es handelt sich da um einen lose auf dem Erdboden liegenden wohlbehauenen Langstein von 2,49 m Länge, 67 cm Breite und 56 cm Höhe. In die eine Seite ist ein 11 cm tiefer und 33 cm hoher Falz von einer Form gehauen, welche an einen Türsturz erinnert. Nachträglich hat man den seinem ursprünglichen Zweck entfremdeten und von seinem eigentlichen Platz genommenen Stein mit Näpfen versehen.[3] Die eine Seite trägt ein System von 7 Näpfen, die durch Rinnen verbunden sind. Der größte Napf von 28 bzw. 32 cm Länge und Breite sowie 18 cm Tiefe befindet sich ungefähr in der Mitte und scheint von allen anderen gespeist zu werden. Aber auch die mit dem Falz versehene Fläche, welche jetzt nach der Seite zu liegt, hat ihre Näpfe. Nicht weniger als 21, teilweise durch Rinnen verbunden, sind darüber verstreut. Es ist klar, daß der Sammelzweck der Rinnen verloren geht, sobald die Steinseite, in welche sie eingegraben sind, nicht nach oben gekehrt ist. Also wird man die beiden Seiten des Steins zu verschiedenen Zeiten mit ihren Näpfen versehen haben. Derartig wohlbehauene Steine wie diese ver-

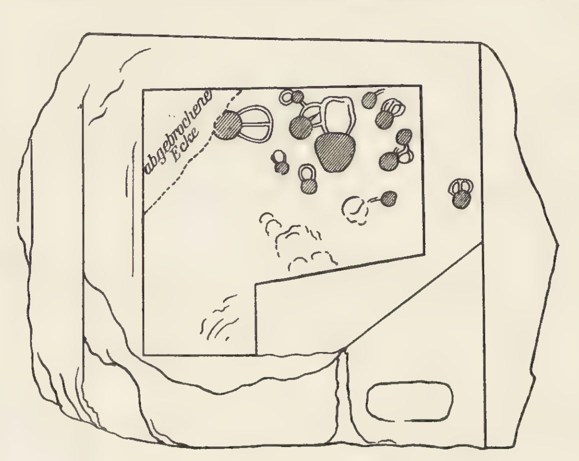


Abb. 10. Felsaltar bei ṣarʿa (Oberfläche).

[1] Studien, S. 108.
[2] ZDPV 1887, S. 141 ff.
[3] S. Abbildung 11.

mutet man hier kaum vor der hellenistischen Zeit. Die Umwandelung seines Zweckes wäre also verhältnismäßig spät erfolgt. Schick hat gemeint, den Stein als Mittelpunkt eines rechteckig geformten, in zwei Terrassen aufsteigenden „Opferplatzes“ betrachten zu können. Aber von einem irgendwie regelmäßig geformten Platz sieht der nüchterne Beschauer nichts, sondern nur einen in natürlichen Terrassen abfallenden Abhang, in welchem Höhlen und Zisternen nicht fehlen. Das einzige Ungewöhnliche in der Nähe ist ein kleiner Steinkreis. Schick gibt von ihm eine Abbildung, wonach er aus zwei konzentrischen Ringen sehr regelmäßig geformter Steine bestände. In Wirklichkeit ist es ein aus rohen, verschieden großen Steinen von 30 bis 50 cm Höhe gebildeter Kreis von 2 m Durchmesser, in dessen Mitte wie eine Querlinie einige größere Steine liegen. Er erinnert so an einen in der belḳa von mir öfters beobachteten Typus des Steinkreises. Der Schalenstein könnte eine Beziehung zum Steinkreise haben, obwohl er sich nicht gerade neben ihm befindet. Dann hätte er mit einem Grabe zu tun, da derartige Steinkreise als Gräber zu betrachten sind. Es wäre auch schwer zu begreifen, wie ein so kleiner Kreis ein Heiligtum bedeuten sollte. Als Gräber könnten außerdem verschiedene Felshöhlen in der Umgebung des Schalensteines gedient haben. Die Möglichkeit einer Beziehung des Steines zur Totenpflege muß also mindestens als vorhanden bezeichnet werden, und dann könnte es, trotz des Fehlens von Gräbern, mit den Schalen des Altarfelsens von ṣarʿa dieselbe Bewandtnis haben. Sie träten in Parallele zu den S. 40 erwähnten Deckplatten von Dolmen mit ähnlichen Schalensystemen und wären verwandt dem von mir in chirbet miḳdis zwischen ʿēn nedschl und Petra gefundenen Felsblock von 5 m Länge und 1 bis 1,80 m Breite, dessen Oberfläche von 21 meist ziemlich kleinen Näpfen besetzt ist, die zum Teil durch Rinnen verbunden sind. Ein Grab befindet sich allerdings auch da erkennbar nicht in der Nähe, und man wird für alle diese Schalengruppen die Möglichkeit einer Beziehung auf die Ölbereitung nicht ablehnen dürfen.

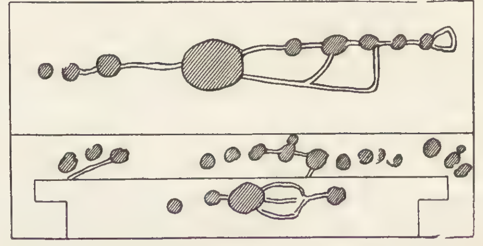


Abb. 11. Stein von marmīta (Oberfläche und Vorderseite).

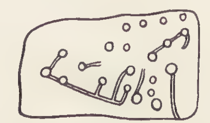


Abb. 12. Schalenstein von chirbet miḳdis.

Es wäre bedeutsam, wenn sich nachweisen ließe, daß Stätten, deren uralter sakraler Charakter außer Zweifel steht, mit Schalen versehen waren. Vom heiligen Felsen des Tempelplatzes in Jerusalem hat es Simpson behauptet.[1] Es befindet sich auch dort nahe der Nordwestecke des Felsens eine größere runde Vertiefung. Aber sie hat nicht die typische Gestalt der palästinischen Schalen, welche senkrechte Seitenwände zu haben pflegen, und ist überhaupt so formlos, daß es unmöglich ist, über ihre Herkunft und ihren Zweck etwas Bestimmtes zu sagen. Wieder anders steht es mit dem heiligen Felsen der Samaritaner auf dem Garizzim-Berge. Selbst wenn ich seine mir zweifelhafte Echtheit zugeben wollte, könnte ich der von Conder[2] betonten Schale von 33 cm Durchmesser und 11 cm Tiefe nahe dem westlichen Rande der nach Norden zu einer natürlichen Kluft sich senkenden Felsplatte wenig Bedeutung zumessen. Bei ihrer Kleinheit kann ich mir nicht denken, wie sie die Spenden größerer Opfer, geschweige das Blut eines einzigen Opfertieres hätte auffangen können. Auch schien mir natürliche Entstehung der Schale nicht ausgeschlossen.

Von der neuerdings für das alte Heiligtum von Gibeon gehaltenen Felsplatte bei ed-dschib war schon oben die Rede. Bei en-nebi samwil, das ich für die Opferhöhe von Gibeon vorschlage, meint Kittel, der es für Mizpa hält, das altkanaanitische Heiligtum des Ortes gefunden zu haben.[3] Er sieht es in einer von mir oft betretenen, 3,43 m hohen Felsenterrasse von 14 m Länge und 9 m Breite, welche auf der südlichen Seite mit einem 83 cm hohen und 95 cm breiten Geländer versehen ist und zu der an einer Ecke 8, früher wohl 12, aus dem Felsen gehauene Stufen hinanführen. Die Terrasse bildet das von zwei Pfeilern gestützte Dach eines durch zwei ebenerdige Eingänge zugänglichen entsprechend großen Raumes, der jetzt einer Fellachenfamilie als Wohnstätte dient, und ist nur ein Teil einer größeren Anlage, zu der außer einem in den Felsen gehauenen Hof mit Felseingang vor allem ein großer überwölbter Raum gehört, dessen Seitenwände ebenfalls aus dem Felsen geschnitten sind, und zwar nach ihrer inneren Neigung mit ursprünglicher Berechnung auf ein darauf gebautes Gewölbe, wie es jetzt noch vollständig erhalten ist. Dieser Raum scheint, weil fensterlos, nur als Stall brauchbar zu sein, wie auch an die Rückseite der anfangs geschilderten Terrasse ein alter überwölbter Stall mit in den Felsen gehauenen Krippen angebaut ist. So seltsam die ganze Anlage ist, hat sie mit einem kanaanitischen

[1] PEFQ 1887, S. 74f.

[2] Heth and Moab, S. 237.

[3] Studien, S. 137f.

Heiligtum nicht deshalb etwas zu tun, weil jene Dachterrasse einige Vertiefungen aufweist. Die eine, 82 zu 75 cm messend, ist ziemlich viereckig und 10 cm tief, die andere von 125 zu 88 cm bildet eine unregelmäßige Rundung und ist jetzt ausgefüllt, während sie nach Aussage einer Bewohnerin des Felsenhauses ursprünglich nach dem Innenraum, der vielleicht einmal als Zisterne diente, durchlief. Die anderen beiden von Kittel verzeichneten Löcher vermochte ich als solche nicht zu erkennen. Auch weiß ich nicht, warum jene anderen Vertiefungen für „Blut, Öl und andere Flüssigkeit" dienen und das nach dem Felsenhof zu beim Abarbeiten der Terrasse stehengelassene Geländer ein Schlachtstein oder Gabentisch sein soll. Mir ist wahrscheinlicher, daß der eigentliche Gipfel des Berges, d. h. die Stätte der teilweise noch stehenden Kreuzfahrerkirche mit dem Grabe Samuels, das ursprüngliche Bergheiligtum getragen hat.

Auf dem rās es-sijāṛa, dem Nebo der byzantinischen Tradition, den ich am 15. April 1908 aufsuchte, fand Kittel[1] einen viereckigen, etwas beschädigten Baustein von 35 zu 56 cm bei 27 cm Dicke. In seiner Oberfläche sieht man nach seiner Zählung 9, nach meiner Zählung 8 kleine Schalen. Die größte hat 13 cm Durchmesser bei 6 cm Tiefe, eine zweite Schale 6 bei 4 cm, eine dritte 5 bei 3, die übrigen etwa 4 bei 2 cm. Nach der jetzigen Lage des Steins war er früher in die Umfassungsmauer des Vorhofes der Bergkirche verbaut. Die Schalen und Schälchen können Verwitterungsprodukte sein, weder gegenwärtige noch frühere Benutzung des kleinen Steins zu Opferzwecken ist irgendwie erkennbar oder auch nur wahrscheinlich.

Zu meinem Bedauern vermag ich auch dem Urteile Kittels nicht zuzustimmen, als wäre die Gegend des Nebo voll von Opferstätten. Er sagt:[2] „Wer die Gegenden des Ostjordanlandes östlich vom Toten Meere bereist, wird erstaunt sein, wie vielen Steinplatten, Stein- oder Felsentischen, Felsvorsprüngen, Felswällen er hier begegnet, die durchaus den Eindruck machen, als dienten sie den arabischen Beduinen und Halbbeduinen der belḳa auch heute noch zu Opferzwecken." Kittel fußt bei seinem Eindruck wohl auf dem Satze von Curtiß:[3] „Besonders bei den Arabern im Ostjordanland und östlich vom Toten Meer herrscht die Sitte, die Opfer entweder auf einem Felsenvorsprung oder auf Steinen oder auf einem erhöhten Felsen oder einem rohen Felsentisch . . . darzubringen." Aber diese Behauptung enthält eine unerlaubte Verall-

---

[1] A. a. O., S. 145 f.

[2] A. a. O., S. 112.

[3] Ursemitische Religion, S. 268.

gemeinerung von vereinzelten Beobachtungen. Die Beduinen und Bauern der belḳa sehen auf Felsenvorsprünge und Felsplatten ganz und gar nicht mit religiösen Gefühlen, sie stehen den ihnen wohlbekannten Dolmen völlig teilnahmlos gegenüber [1] und vollziehen ihre Opfergelübde in der Gegend des Nebo und anderwärts bei den von ihnen verehrten Grabheiligtümern gelegentlich so, daß das Blut an ihren wirklichen oder symbolischen Eingang appliziert wird. Aber nie habe ich beobachtet oder gehört, daß ein Schalenstein oder ein Dolmen für sie die Veranlassung zu einer Opferstätte geworden wäre. Es kann wohl vorkommen, daß bei einem Grabheiligtum ein bestimmter Stein beim Schlachten benutzt wird und eine Schale in diesem Stein dazu dient, das Blut zu sammeln, von dem man dann an den Eingang zum Grabe oder an das lebende Wesen tupft, dem die Schlachtung zugute kommen soll, wie es Curtiß beobachtet hat.[2] Aber es ist irreführend, wenn dieser Forscher dann eine solche Schlachtstelle als „Altar" bezeichnet. Denn der Araber mißt der Stätte des Blutvergießens beim Opfer als solcher keine besondere Bedeutung bei; wohl aber weiß er, warum er gelegentlich über dem Eingang zu einem Grabe schlachtet oder doch das Opferblut dahin bringt, nämlich, weil er glaubt, der im Grabe Bestattete werde da am sichersten von seinem Opfer Notiz nehmen. Derartige Blutschalen wären also nur in Parallele zu stellen zu einem Gefäß, in dem man anderwärts das zu besonderem Zweck bestimmte Blut auffängt, und sie entsprächen nicht der mit einem Ableiterohr versehenen doppelten Spendeschale auf dem Altar zu Jerusalem,[3] denn durch das Gießen der Wein- und Wasserspenden in diese wurden sie dem verehrten Wesen dargebracht, was bei jenen Schalen nicht der Fall ist.

In diesem Zusammenhang muß auch der von Curtiß in Kurs gebrachten Anschauung entgegengetreten werden, als sei bei den Arabern die Blutausschüttung die Hauptsache beim Opfer und als gelte das Blut der Opfertiere als eine Gott geweihte Sache.[4] Curtiß vermochte leider mit Arabern nicht direkt zu verkehren und erhielt darum von den ihr Denken beherrschenden Anschauungen keine zuverlässige Kenntnis. In sehr vielen Gegenden Palästinas läßt man, abgesehen vom Hausopfer, das Opferblut ganz und gar weglaufen und betrachtet es wie das Blut

---

[1] Conder meint, mrēṛāt, der Name einer dolmenreichen Gegend, bedeute „gesalbte Dinge"; aber merāṛa ist im beduinischen Arabisch ein staubiger Platz oder ein Platz des Wälzens.

[2] A. a. O., S. 268 ff.

[3] Sukk. IV 9.

[4] S. auch Kittel, Studien, S. 110 f.

überhaupt als wertlos und ekelhaft, so daß der altarabische Ausdruck, wonach die Sklaven vor dem Zelte „bei dem Blut und dem Dung“ schlafen,[1] den Leuten aus der Seele gesprochen wäre. Auch bei den Vollbeduinen wird durchaus nicht immer das Opferblut einer besonderen Verwendung zugeführt. Im Frühjahr 1900 wurde mir in el-ḥöṣn die beduinische Sitte des ḍaḥīje-Opfers[2] beschrieben, bei welchem ein zur Reise bepacktes Kamel unter Bestimmung für ein verstorbenes Familienglied mit den Worten gestochen wird: „O N. N., da hast du deine ḍaḥīje, reite schön!“ und die etwa vorhandene Witwe des Entschlafenen im Gedanken an ein verstorbenes Kind hinzufügt: „Laß meinen Sohn hinten aufsitzen!“ Bei dieser Gelegenheit versicherte man mir ausdrücklich, daß das Blut dabei keine Rolle spiele, während anderseits in Jerusalem es zuweilen vorkommt, daß man in das Blut des Gott gewidmeten ḍaḥīje-Opfers eine Hand tunkt und sie an die Oberschwelle der Tür klatscht mit den Worten: „O Haus, deinetwegen ist die Schlachtung.“ Aber auch da, wo vom Blut etwas zum Betupfen einer Türschwelle oder der Stirn eines Menschen oder Tieres verwandt wird, betrachtet man die Hauptmasse des Blutes durchaus nicht als heilig, sondern gießt sie achtlos weg. Sehr oft darf sogar das zum Betupfen benutzte Blut nicht in den heiligen Bezirk hineingebracht und etwa dem Grabmal des weli selbst appliziert werden,[3] sondern es muß durchaus vor dem Eingang seine Verwendung finden. Die Blutzeichen an einem Hause oder Heiligtum sind im Grunde nichts wesentlich Anderes als die ḥenna-Farbe, mit welcher die Araber die Wände von Heiligengräbern bemalen und beschmieren, nicht weil sie etwas Heiliges wäre, sondern weil es wichtig ist, daß die Erfüllung eines Gelübdes am heiligen Orte unverkennbar dokumentiert sei.

Von der altisraelitischen Anschauung, wonach das Blut als Träger des Lebens ein wichtiger Gegenstand der Darbringung wäre, habe ich nie etwas bemerkt. Echt arabischem Denken entspricht die von Musil[4] mehrfach berichtete beduinische Opferformel: „Sein (des Schlachttieres) Lohn und sein Wert gehört dir, o N. N.!“ Das Dahingeben eigenen Besitzes ist das Wesentliche am Opfer, und man hält diese Idee fest, selbst wenn man das Schlachttier selbst verzehrt, nicht weil die Gottheit und der Heilige im Blut das Ihrige bekamen, sondern weil man ohne

[1] R. Smith, The Religion of the Semites, S. 235, Anm. 1.

[2] Vgl. Jaussen, Rev. Bibl. 1901, S. 608; 1903, S. 249; Musil, Arabia Petraea III, S. 451 ff.

[3] Abweichenden Brauch schildert Musil, Arabia Petraea III, S. 331 f.

[4] A. a. O., S. 329, 333, 452.

die besondere Veranlassung der Widmung an sie nicht geschlachtet haben würde. Unter solchen Umständen läßt sich nicht erwarten, daß für die Unterbringung des Opferblutes besondere Veranstaltungen getroffen würden.

Die einzigen mir bekannten Schalenvertiefungen, deren sakraler Zweck außer Zweifel steht, befinden sich in Petra, wo solche einzeln oder in mehreren Exemplaren am Fuße oder oberhalb von Reliefbildern von Stelen und Idolen vorkommen [1] mit der offenbaren Bestimmung, Spenden aufzunehmen. Sie entsprechen den aus Ägypten und Nordafrika bekannten Libationstafeln und gehören jedenfalls einer fortgeschritteneren Kulturepoche an als die Felsschalen, deren Enträtselung uns hier obliegt. Man kann von dieser Tatsache aus wohl die Vermutung aufstellen, daß primitivere Zeiten dieselbe Einrichtung in entsprechender Form besaßen. Zur Erklärung so massenhafter Schalengruppen wie der von bēt sūsīn müßte man dann sagen, daß jeder neue Verehrer eine neue Schale eingrub oder daß die große Zahl von Schalen einer großen Zahl von verehrten Wesen entsprechen sollte. Das letztere wäre besonders dann möglich, wenn dabei an Erdgeister gedacht war, die nicht wie die eigentlichen Götter individualisiert wurden.

Dafür, daß der Geisterglaube im alten Orient wirklich die religiöse Sitte beeinflußte, kann eine in der Gegenwart, auch bei den Christen, weitverbreitete Art des Opfers angeführt werden, nämlich das Hausopfer der seßhaften Araber, das Zeltopfer der Beduinen, das in einer Schlachtung vor dem Beziehen der Wohnung besteht. Ihm verwandt sind Schlachtungen bei der Grundsteinlegung, der Vollendung des Bogens oder Gewölbes, der Legung der Schwelle, je nach der lokalen Sitte oder dem Wohlstand des Bauherrn. Die Bezeichnung ḏebīḥa lid-dār, lil-bēt, „Schlachtung für das Haus", hat insofern eine besondere Bedeutung, als sie besagt, daß die Schlachtung nicht Gott, nicht einem Heiligen, sondern dem Hause gelte. Wenn man den Bauern nach dem Sinn des Opfers fragt, erhält man in der Regel die Antwort: „Das Haus will es so haben, sonst stirbt jemand von den Bewohnern oder von den Bauleuten." Ohne diese Maßnahme zum eigenen Schutz will man es nicht beziehen. Vor wem man sich zu schützen sucht, macht das in der belḳa bei dieser Schlachtung übliche Wort: „Mit Verlaub, o Herr des Platzes!" [2] hinreichend klar. Die Handlung beruht auf dem Glauben, daß der Erdboden überall von Geistern bewohnt ist. Ein neues Haus bedeutet einen Einbruch in ihr Reich, den sie nicht ungestraft

[1] Dalman, Petra, S. 87.

[2] Jaussen, Rev. Bibl. 1906, S. 93 ff.

lassen, wenn man unterläßt, sich mit ihnen auf guten Fuß zu stellen. Weshalb das Opfer die Geister befriedige, dafür hat man jetzt kaum je eine klare Vorstellung. Es ist diesem Opfer eigen, daß man von seinem Blut auf die Türpfosten tupft. Moslems machen oft einen Kranz von Punkten rings um die Tür, Christen malen ein Kreuz über sie. Die letzteren werden dabei die Vorstellung haben, daß diese Handlung den Dämon von der Hausschwelle vertreibe.[1] Aber der ursprüngliche Gedanke ist gewiß, daß das Blut eine von den Geistern begehrte Speise ist, deren Genuß sie besänftigt. Es war im Grunde dasselbe, wenn man, wie die palästinischen Ausgrabungen ergeben haben,[2] auch Menschen, besonders Kinder, im Hausgrunde vermauerte,[3] und wenn man später Lämpchen zwischen Schalen vergrub, wobei das Lämpchen nicht als Brandopfer (so Vincent), sondern gemäß 1. Kön. 11, 36; Spr. 24, 20; Ps. 18, 29 als Symbol des Lebens gedacht war. Das dargebrachte „Leben" sollte auch nicht ein Schutzgeist des Hauses werden, wie Vincent meint, sondern es war eine Gabe an den „Herrn des Ortes", den Erdgeist, welcher nach „Leben" lechzt. Das Blut, das man jetzt an die Pfosten tupft, war ehemals als Lebensträger die eigentliche Gabe an den Dämon in einer Sitte; welche das Passahgebot der Israeliten 2. Mos. 12 durch eine geläuterte Auffassung ersetzt, die aber nach der Mischna trotz des Verbotes 3. Mos. 17, 7 noch bei den späteren Juden Palästinas nicht ganz erloschen war.[4] Dabei drängt sich der Gedanke auf, wie der Durst der Geister nach Blut und Leben zusammenfällt mit dem Wunsch der Toten nach der alten griechischen Vorstellung, vor allem aus dem Blute Lebenskraft zurückzugewinnen, und die Vermutung ist wohl erlaubt, daß auch abgesehen von der Errichtung einer Wohnstätte Geisterspenden am Hause, im Hause und außerhalb des Hauses vorgekommen seien. Felsschalen, die dafür dienten, könnte man überall da voraussetzen, wo man Veranlassung hatte, sich mit Geistern abzufinden, also auch bei Quellen, deren Wasser man schöpfte, bei Höhlen, die man betrat, schließlich

---

[1] S. Lydia Einszler, ZDPV 1887, S. 170.

[2] Vincent, Canaan, S. 196 ff.

[3] Bei den oft gefundenen Kinderleichen muß freilich ernstlich beachtet werden, daß außer Erstgeburtsopfern in Betracht kommt: 1. die Aussetzung Neugeborner in Krügen nach griechischer Sitte, 2. die besondere Bestattung der Frühgestorbenen nach der noch jetzt allgemeinen palästinischen Sitte, 3. das Hausbegräbnis der Frühgeburten, das nach Mischna, Ohol. XVIII 7, Nidd. VII 4, die heidnischen Häuser leichenunrein machte.

[4] S. Chull. II 9, vgl. b. Chull. 41 ab, j. Kil. 32a, wonach bei Schlachtungen die „ketzerische" (nicht: heidnische) Sitte, das Blut in eine Grube laufen zu lassen, vermieden werden sollte.

möglicherweise auch bei Wein- und Ölkeltern, von deren Ertrag man meinte, etwas abgeben zu müssen. Indessen das sind bloße Annahmen, von denen nicht einmal gesagt werden kann, daß sie „wahrscheinlich" das Richtige treffen, weil uns die hinreichenden Stützpunkte fehlen. Doch läßt sich daran erinnern, daß der kanaanitische Baal gewiß ursprünglich eine chthonische Gottheit war.

Die Beobachtung, daß Schalenlöcher auch auf schräg und senkrecht stehenden Felsflächen vorkommen, hat wohl zuerst für Vorderindien zu der Annahme geführt, daß die Schalen als Symbol der weiblichen Fruchtbarkeit oder der in ihr wirksamen geheimnisvollen Naturkraft zu betrachten seien.[1] Benzinger[2] will dieser Theorie neuerdings auch für Palästina eine weitreichende Bedeutung zumessen. Die Schale wäre dann ein erster Schritt zu der sehr frühzeitig vorkommenden bildlichen Darstellung einer weiblichen Gottheit von der Art der Astarte. Indes aus Palästina ist mir keine größere Schalengruppe in einem aufrecht stehenden Stein bekannt. Der berühmte Menhir von el-mrēṛāt[3] ist auf seiner Vorderseite mit 20, auf der Rückseite mit 11 kleinen Grübchen versehen. Aber sie sind als Stammeszeichen zu betrachten und kommen also hier nicht in Betracht. Andere sogenannte Menhirs mit einigen Napflöchern könnten wohl ursprünglich wagerechte Decksteine eines verfallenen Dolmengrabes sein, wie ich es bei dem Menhir N von ʿammān[4] vermuten möchte. Von den einzelnen Napflöchern in aufrechtstehenden Steinen, für welche man in Geser und Thaanach Beispiele gefunden hat,[5] sind einige wie das von Benzinger anerkannte Säulenpaar von Thaanach[6] auf gewerbliche Zwecke zurückzuführen,[7] andere wie die von Vincent ernstgenommenen Grübchen der Maṣṣebenreihe in Geser wohl nur zufälliger Natur. Der etwa bleibende Rest mag wirklich als Andeutung einer weiblichen Gottheit gemeint sein, wie es bei einem Langsteine, den man als Vorläufer eines Bildes betrachten kann, nicht unnatürlich ist. In Petra fand ich ein Pfeileridol, in dessen Vorderseite oben nebeneinander zwei,

---

[1] Müller, Nordische Altertumskunde I, S. 169 f. mit Verweisung auf Rivette-Carnae in Journ. As. Soc. of Bengal 1879.

[2] Hebr. Archäologie, Aufl. 2, S. 324.

[3] Außer ihm gibt es dort noch 4 Steine, welche sich so nennen ließen, aber ohne Grübchen.

[4] Conder, Survey of Eastern Palestine, S. 24.

[5] Vincent, Canaan, S. 111 ff., 126.

[6] Sellin, Tell Taʿannek, S. 68.

[7] Vgl. Dalman, Petra, S. 250; Thiersch, Jahrbuch des Kaiserl. archäol. Instituts, 1907, Sp. 336 ff.

unten in der Figur eines Dreiecks drei Löcher angebracht sind.[1] Das wäre dann ein weiterer Fortschritt in der Darstellung einer Göttin, und wenn anderwärts in Petra eine Vertiefung auf einem Pfeileridol oder unterhalb desselben angebracht ist, mag es in dieselbe Richtung weisen.[2] Was Herodot (II 106) erzählt von Stelen des Sesostris in Palästina, welche außer einer historischen Inschrift zum Zeichen der Feigheit der von ihm Besiegten das Bild des pudendum muliebre enthielten, darf man nicht ohne weiteres als Zeugnis für Masseben mit weiblichem Symbol anführen, da doch offenbar ein Mißverständnis vorliegt; und die zahlreichen runden Löcher in den Wänden des Modells eines cyprischen Sacellums, welches oft abgebildet wurde,[3] erinnern eher an Löcher für den der Astarte heiligen Vogel als an sie selbst. Aber ein Kegel mit Relief des pudendum muliebre ist wirklich auf Cypern gefunden worden.[4] Somit darf man bei einzelnen Schalenvertiefungen an aufrechtstehendem Stein wohl an eine derartige Symbolik denken. Aber die Massengruppen von Schalen in der liegenden Felsplatte können nur gewaltsam auf denselben Gedanken zurückgeführt werden, selbst wenn die Schalen rund und nicht, wie die von bēt sūsīn, viereckig sind. Hier bleibt die wenigstens ideale Bestimmung der Schalen zur Aufnahme von Flüssigkeiten das Natürliche; und wenn man nicht mit Vincent und Benzinger es für erwiesen halten kann, daß der S. 25 erwähnte Höhlenkomplex in Geser mit Schalen im Felsboden ein „Heiligtum" war, wird man auch nicht deshalb hier eine Fülle von weiblichen Symbolen suchen.

Die hier vorläufig abgeschlossene Untersuchung zeigte eine große Reihe von Gelegenheiten, bei denen sich Schalen im Felsen finden und eine ebenso große Zahl von Möglichkeiten ihrer Erklärung. Im einzelnen Fall wird eine nüchterne Erwägung die Wahl zu treffen haben und sicher oft die Entscheidung zurückstellen müssen auf die Zeit, in welcher wir den Zweck der Schalen werden sicherer zu bestimmen vermögen. Wir werden ja nicht ausschließen dürfen, daß vielleicht in einer Epoche, in welcher man noch keine Tongeräte kannte, die im Fels ausgehöhlten Vertiefungen für die Herstellung von Nahrungsmitteln eine ganz andere Rolle spielten als später. Gewiß ist, daß die Gegenwart nur einen rudimentären Gebrauch derselben kennt, offenbar, weil andere Geräte ihren Platz vertreten.

---

[1] Dalman, a. a. O., S. 301.

[2] Ebenda, S. 82, V f.

[3] Bei Benzinger, a. a. O., S. 318.

[4] Ohnefalsch-Richter, Kypros, S. 264.

Das Resultat unsrer Untersuchung, die in mannigfache Gebiete des orientalischen Lebens führte, kann geringfügig scheinen. Grade über den Hauptgegenstand unsrer Teilnahme, die religiöse Sitte der Vorzeit, erfuhren wir wenig Greifbares. Es ergab sich sogar, daß Versuche anderer, hier Licht zu schaffen, auf unsicheren Voraussetzungen ruhen, und wir erhielten Veranlassung zu dem Erstaunen, wie es komme, daß die Religion jener entlegenen Periode so wenig zweifellose Denkmäler hinterlassen hat.[1] Aber die gleiche Erfahrung hat die zur Wissenschaft erwachsene nordische Altertumskunde für dieselbe Zeit machen müssen. Es ist hier nicht der Ort, Betrachtungen darüber anzustellen, wie weit etwa damals Totenpflege und Geisterkult die Stelle der Religion haben vertreten können. Aber gewiß ist, daß beide als eine dichte Decke durch lange Zeiten hindurch Gottes wahres Wesen vor den Völkern verhüllten, und daß die „Errettung von der Obrigkeit der Finsternis“ (Kol. 1, 13), welche das Christentum verkündet, ein Ereignis war, dessen Tragweite nur der ermißt, welcher ahnt, was diese Finsternis bedeutete.

---

[1] Das gilt nicht nur von den Schalensteinen. Alle bisherigen Ausgrabungen in Palästina haben, vielleicht außer der großen Massebenreihe in Geser, noch kein wirklich gesichertes Heiligtum ergeben.





2. Der Felsendom in Jerusalem.

Von Professor Dr. Hugo Greßmann in Berlin.

Hierzu Tafel 4.

Den Mittelpunkt alles religiösen Lebens hat einst in der israelitischen und jüdischen Zeit fast ein Jahrtausend hindurch der „Berg Jahves" gebildet, auf dem der Tempel, das „Haus Jahves", stand. Anfangs nur ein Heiligtum neben anderen, ward es bald mit besonderem Glanze verklärt, als Jerusalem zur Reichshauptstadt und damit zu gleicher Zeit sein Tempel zum Reichstempel ward. Durch die Einführung des Deuteronomiums (des fünften Buches Mose), das alle israelitischen Heiligtümer rings im Lande mit Ausnahme des jerusalemischen als heidnisch und verabscheuungswürdig hinstellte, und durch die gnädige, fast wunderbare Rettung des salomonischen Gotteshauses aus mancherlei Feindesgefahr ward sein Ansehen bis zu abergläubischer Verehrung gesteigert. Aber es konnte der Zerstörung auf die Dauer nicht entgehen, und der Tempelplatz blieb eine Zeitlang wüste und leer. Kurz nach dem Exil ward an derselben Stelle ein zweites Heiligtum errichtet, das zwar bescheidener und kleiner war als das erste, dennoch aber sich einer einzigartigen Liebe und Wertschätzung bei allen frommen Juden in der Heimat wie in der Ferne erfreute. Erst Herodes der Große ließ es bis auf wenige Reste niederreißen und durch ein prunkvolleres Gebäude ersetzen, um den Ruhm und die Popularität seiner Dynastie zu erhöhen. Allein auch die Herrlichkeit dieses dritten Tempels verwelkte wie des Grases Blume. Mit der Eroberung Jerusalems durch Titus ist die erste glorreiche Periode des Gottesberges vollendet.

Unter Hadrian ward die Stadt zur römischen Kolonie und hieß fortan Aelia Capitolina. Auf der heiligen Stätte stand ein römisches Heiligtum, in dem Jupiter Capitolinus thronte. Als mit Constantin

der Gott der Christen zum Siege gelangte, ward Jupiter gestürzt und sein Haus geschleift. Da sich die Christen jedoch fernhielten, verblieb der Platz den Juden, deren Pilgerscharen hier alljährlich einmal zusammenströmten. Schon hatten diese, durch Julian Apostata ermächtigt, aufs neue mit dem Tempelbau begonnen, als ein zweimaliges Erdbeben die kleinen Anfänge vernichtete und ihnen den Mut zu weiteren Versuchen raubte. Im fünften oder sechsten Jahrhundert eigneten sich die Christen den Platz an und stifteten eine Kapelle zur Erinnerung an das Apostelgeschichte Kap. 3 berichtete Wunder, das bei dem „schönen" oder, wie die Vulgata übersetzt, bei dem „goldenen" Tore geschehen sein soll; ungefähr um dieselbe Zeit ward die Basilika der Jungfrau Maria errichtet, auf deren Ruinen sich jetzt die Moschee el-aḳṣa erhebt. Die Perser hatten unterdes Jerusalem erobert und die christlichen Bauten zerstört. Heraklius gewann die Stadt nach kurzer Zeit zurück, aber nur, um sie bald darauf von neuem, dies Mal an die Araber, zu verlieren, und damit endet die zweite, wechselreiche Periode des Tempelberges, die nur ein halbes Jahrtausend gewährt hat.

Im Jahre 638 n. Chr. betrat der Chalife Omar zum ersten Male den Platz, der bisher den Juden und dann den Christen gehört hatte und der fortan trotz aller Kämpfe von den Mohammedanern siegreich behauptet wurde. Hier sind heute noch Allah und sein Prophet unumstrittene Herrscher. Wenn auch Jerusalem zu einem Heiligtum zweiten Grades geworden ist, so heißt sie doch „die heilige" Stadt. Mag auch die kaʿba größer sein als der ḥaram esch-scherif, so hat doch auf diesem der Halbmond das Kreuz verdrängt, und der unbefangene Beobachter wird nicht leugnen können, daß mit dem Islam eine neue glänzende Periode des Tempelbergs angebrochen ist. Bauten sind auf ihm entstanden, die sich würdig ihren Vorgängern an die Seite stellen können, die diese vielleicht noch übertreffen. Ich denke dabei vor allem an die ḳubbet eṣ-ṣachra, den „Felsendom", der mit Unrecht „Omarmoschee" genannt wird, da er weder von Omar stammt noch eine Moschee ist.

Unter einer Moschee (arabisch mesdschid el-dschāmiʿ) versteht man, genau genommen, nur das öffentliche Gotteshaus, in dem sich die Gemeinde am Freitag versammelt. Für diesen Zweck aber kommt hier ausschließlich die aḳṣa-Moschee in Betracht. Der Felsendom hingegen ist ein mesdschid. Dies Wort, das lautlich mit Moschee identisch ist, hat eine allgemeinere Bedeutung. Es gilt allen heiligen, oft nicht überdachten Stätten, an denen der einzelne beten kann, auch wenn an ihnen niemals ein öffentlicher Gottesdienst stattfindet. Von dieser Art

ist die ḳubbet eṣ-ṣachra, wo sich alles um den heiligen Felsen konzentriert, über dem sich der Dom wölbt.

Und der Erbauer war nicht Omar, sondern ʿAbd el-malik ibn Merwān, der zehnte Chalife. Da die Einwohner von Mekka und Medina ihn nicht als rechtmäßigen Nachfolger des Propheten anerkennen wollten, sondern sich ein eigenes Oberhaupt erwählt hatten, so beschloß er, durch den Bau eines Heiligtums in Jerusalem die kaʿba zu überbieten und so Mekka in den Hintergrund zu drängen. Aus diesen mehr politischen als religiösen Gründen ward 688—691 n. Chr. die ḳubbet eṣ-ṣachra errichtet und ein Jahr später die aḳṣa-Moschee vollendet. Im Jahre 1016 stürzte infolge eines Erdbebens die Kuppel des Felsendomes ein, wurde aber sofort wieder erneuert. 1099 fiel Jerusalem in die Hände der Franken, und ein Jahrhundert hindurch ward der Dom als „Tempel des Herrn" von der christlichen Kirche benutzt, bis Saladin 1187 der fränkischen Herrschaft ein Ende bereitete, den Felsen mit Rosenöl waschen und den „Unrat" der Christen entfernen ließ. Seitdem ist der islamische Gottesdienst auf dem heiligen Berge nicht wieder unterbrochen worden. Man hat mancherlei geändert und repariert, auch eine große Restauration hat stattgefunden unter Soliman II., kurz nach der türkischen Eroberung im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts; aber im großen und ganzen ist der Bau geblieben, was er von Hause aus war: ein byzantinischer Kuppelbau.

Die ḳubbet eṣ-ṣachra gehört neben der ursprünglichen Omarmoschee in Alt-Cairo zu den ältesten Werken der arabischen Architektur. Kein Historiker wird sich darüber wundern, daß die Araber damals auswärtige Meister kommen ließen und nach fremden Mustern arbeiteten. Denn als sie in das Licht der Geschichte traten, war ihre Kultur noch kein Menschenalter alt. Da eine Kultur nur möglich ist auf der Grundlage eines geordneten Staatswesens, so beginnt die arabische Kultur erst mit dem Auftreten Mohammeds. Und schon 34 Jahre später, beim Tode Omars, erstreckt sich der Islam über Persien, Syrien, Palästina und Ägypten bis an die Grenzen von Tripolis und Indien. Wie können in einer solchen Zeit, wo die Kriegsleidenschaft brennt und der Fanatismus flammt, künstlerische Neigungen gepflegt werden, als deren notwendige Voraussetzung Ruhe und Muße gelten müssen? Kunst und Poesie gedeihen nur in Zeiten nationalen Niederganges. Die Araber mußten das damals entbehren. Sie haben es freilich niemals zu einer Selbständigkeit in der Gesamtkomposition gebracht und keine großen, schöpferischen Konstruktionen erfunden. Im einzelnen und im kleinen haben sie manches Neue geschaffen und es teilweise, wie in der Orna-

Tafel 4.



1. Der Felsendom von Südwest.

Aufnahme von W. Forder.



2. Das Seitenschiff des Felsendoms.

Aufnahme von Zangaki.



mentik, bis zur Vollendung weiter gebildet. Diese Tatsache erklärt sich nicht, wie man wohl behauptet hat, aus dem Mangel an Plastik und plastischer Auffassung, die man den Arabern gewiß mit Unrecht abspricht, sondern aus dem Mangel an großzügiger Logik; ich möchte sagen, sie haben zu viel Phantasie und zu wenig Abstraktionsfähigkeit. Ihr Blick haftet wie gebannt an Einzelheiten und erhebt sich nicht zur Hochschau aus der Vogelperspektive. Sie freuen sich wie der Schmetterling an der einzelnen Blüte, rastlos schweift ihre Phantasie weiter und weiter und verliert sich in ihren Träumen, aber große philosophische Konstruktionen liegen ihnen fern. Cairo hat viele und schöne Moscheen, aber keine einzige, die von außen einen Gesamteindruck, geschweige denn einen imponierenden Eindruck ergäbe.

Da bildet die ḳubbet eṣ-ṣachra eine rühmliche Ausnahme, und ihre vollendete Schönheit beruht darauf, daß sie eine einfache und imposante Schlichtheit in der Konstruktion mit einer künstlerisch-raffinierten Finesse in den Einzelheiten vereinigt. Das war nur möglich, weil der Baumeister fremde Muster kopiert hat. Mögen sie auch fremd und entlehnt sein, wenn sie nur schön sind! Oder soll man das Einheimische um jeden Preis vorziehen, auch da wo es minderwertig oder gar schlecht ist? Mir scheint das eine falsche Originalitätssucht, und wir müssen dem Chalifen dankbar sein, daß sein geistiger Horizont über die Grenzen seines Landes hinausreichte. Das Lob ist hier um so angebrachter, als man das Fremde nicht sinnlos nachgeahmt hat. Die Vorbilder des Felsendoms sind Kirchen, wie man sie während des fünften und sechsten Jahrhunderts im byzantinischen Reiche zu bauen pflegte. Die oktogone Grundrißbildung, die uns bei der ḳubbet eṣ-ṣachra begegnet, war schon lange im christlichen Orient heimisch. Und doch trägt der Felsendom trotz des christlichen Ursprungs kein christliches Gepräge, weil ihm das charakteristische Merkmal, die Apsis, fehlt. Ohne Zweifel hat gerade diese Tatsache zur Erhöhung seiner Schönheit mitgewirkt; denn so allein ist der Bau für den Islam zweckmäßig gestaltet, und schön ist nur das, was zweckmäßig ist. Es müssen freilich die gefälligen Formen und Maße, die passenden Proportionen der einzelnen Teile zum Ganzen hinzukommen, aber das ist hier der Fall, wie nicht nur der Augenschein, sondern auch eine technische Analyse der Konstruktion jeden Beobachter zu lehren vermag.

Der äußere oktogonale Unterbau[1] ist alt, wenn auch das Achteck ehedem anders aussah als jetzt. Diejenigen Seiten, die keine

[1] S. Abbildung 1 auf Tafel 4.

Türen haben, sind heute mit sieben Bogen ausgestattet, die oben in eine leichte Spitze auslaufen und unten bis auf den Sockel reichen; der obere Teil der fünf mittleren Bogen ist offen und dient als Fenster. Die Fayenceplatten, mit denen er gedeckt ist, sind an diesen Stellen siebartig nach verschiedenen Mustern durchbrochen, so daß das Licht hineinfallen kann. Da die Öffnungen immerhin so groß sind, daß Vögel ins Innere dringen könnten, so hat man dahinter ein enges Drahtgeflecht angebracht. Dann erst stößt man auf eine dicke Gipstafel, in die Löcher und Schlitze gebohrt sind; die stehengebliebenen Umrahmungen oder, anders ausgedrückt, die Ränder dieser Löcher sind nach innen scharf und dünn, nach außen breit und dick. Diese äußeren Flächen nun sind mit lauter einzelnen farbigen Glasteilen und -Teilchen höchst kunstreich nach mannigfaltigen Mustern besetzt. Man hat die Glassplitter aufgeklebt und mit kupfernen Haken befestigt. So ist es begreiflich, daß das mehrfach gehemmte Licht das Innere nur schwach erhellt. Man wird freilich, wenn man die Schließung der lichtspendenden Türen erreichen kann, durch das geheimnisvolle Halbdunkel und das prächtige Farbenspiel reichlich entschädigt. In dem Mittelbogen der Südost- und der Südwestseite hat auch der untere Teil ein kleines viereckiges Fenster, während die beiden äußersten Bogen an den Ecken blind, d. h. von oben bis unten ausgemauert, sind.

Gehen wir nun über zu den Seiten, in denen sich Türen befinden — das sind die nach den vier Himmelsrichtungen orientierten Seiten — dann treffen wir auch dort sieben Bogen, von denen die beiden äußersten blind sind. Aber der etwas breitere Mittelbogen ist bis zu drei Vierteln seiner Höhe als Tür benutzt. Darüber erhebt sich noch eine kleine halbkreisförmige Fensteröffnung. So sind die Seiten trotz aller bunten Mannigfaltigkeit von regelmäßiger Symmetrie, aber die reiche und geschmackvolle Abwechslung bewirkt, daß die Symmetrie nicht wie bei den meisten europäischen Gebäuden Langeweile erzeugt, sondern die Phantasie beschäftigt und darum die Sinne ergötzt. Die Türen sind rechtwinklig und mit einem Gewölbebogen versehen, wie es in der byzantinischen Zeit Brauch war. Ebenso byzantinisch ist die Säulenhalle, die sich in ihrer ursprünglichen Gestalt nur vor dem südlichen Eingang erhalten hat. Die übrigen Säulenhallen waren kleiner, sonst aber ebenso eingerichtet, allein in späterer Zeit hat man die Weiten zwischen den Säulen mit einer dünnen Wand aufgemauert und den offenen Vorraum zu einem geschlossenen gemacht. Die westliche Halle, die jetzt meist als Eingang dient, ist erst am Anfang des vorigen Jahrhunderts geschmacklos renoviert worden.

Die ḳubbet eṣ-ṣachra ist seit den Zeiten ihrer Gründung bekleidet gewesen; das war notwendig, weil das ganze Gebäude, wie man an schadhaften Stellen beobachten kann, aus kleinen, schlecht gefügten, unregelmäßigen Steinschichten errichtet ist. Heute ist der untere Teil des Achtecks — etwas über ein Drittel — mit Marmor, der obere war einst mit Mosaik, ist heute jedoch mit Fayence überdeckt. Wir erfahren, daß Sultan Soliman II., der Prachtliebende, zum erstenmal im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts den Felsendom in dieser prunkvollen Weise ausgestattet hat. Seitdem ist der Belag erneuert worden, so oft es sich als nötig erwies. Einige alte Marmorplatten mit byzantinischer Dekoration — Schick hat deren fünf gesehen — kann man an der Nord- und Nordostseite studieren. Die Fayencekacheln oder Kaschani — wie sie arabisch genannt werden nach der persischen Stadt Kaschan, von wo diese Ware nach Damaskus gebracht und dann weiter über ganz Syrien verbreitet wurde — sind alt, bis auf diejenigen der West- und Südwestseite, die in den Jahren 1873/4 repariert wurden.

Bei eben dieser Gelegenheit war es Clermont-Ganneau vergönnt, die Anlage des Baues in älterer Zeit genauer festzustellen und einen überraschenden Einblick in die ursprüngliche Konstruktion zu gewinnen. Er konnte auf Grund der Mauersteine konstatieren, daß die beiden Eckbogen immer blind gewesen waren. Aber bei diesen wie bei allen Bogen war ursprünglich eine halbkreisförmige Wölbung vorhanden, die erst durch die Bekleidung mit dem Porzellan künstlich zugespitzt ist. Wichtiger war die Entdeckung, die gemacht wurde, als man die Kacheln oberhalb der Fenster entfernte. Über den Fenstern liegen einige Steinschichten, die mit einer Bekrönung abschließen, an der sich vier, oder an anderen Seiten sechs, bleierne Wasserspeier befinden. Darüber folgt wiederum eine Schicht von Bruchsteinen, deren Porzellanbelag mit einer rund um das Achteck laufenden Inschrift geschmückt ist. So schön heute auch der äußere Gesamteindruck des Felsendomes sein mag, wird er doch etwas gestört durch die unsymmetrische Höhe des oberen Randes im Verhältnis zu dem unteren Teil. Das ist einst anders gewesen; denn da, wo jetzt die Inschrift zu sehen ist, waren ursprünglich Arkaden mit Rundbogen angebracht, die auf Zwergsäulen ruhten. Es scheint eine offene Galerie gewesen zu sein, auf der man herumgehen und einen Ausblick auf den ḥaram esch-scherîf genießen konnte. So lange diese elegante obere Bogenreihe existierte, muß der Felsendom noch bei weitem graziöser und gefälliger gewesen sein als heute. Aber schon frühe — wir wissen nicht wann — wurden diese Arkaden geschlossen und mit Mauersteinen gefüllt. Man verwandelte sie in regelmäßige kleine Apsiden

oder Nischen, etwa 25 cm tief, deren Seitenwände mit Mosaik belegt waren. Man hat noch Spuren des prächtig gefärbten Mosaiks gefunden, und das Muster zu rekonstruieren vermocht. Später wurden auch diese Nischen mit einer zweiten Steinschicht vermauert, so daß sie gänzlich verschwanden, um, wie es scheint, zunächst mit Mosaik und dann erst, wie es heute der Fall ist, mit Fayence überkleidet zu werden.

Das Innere des Felsendomes[1] zerfällt in die Zentralrotunde mit der Kuppel und in einen niedrigeren Seitenbau, der durch acht ein Oktogon bildende Pfeiler und sechzehn dazwischen gestellte Säulen in zwei Schiffe geteilt wird. Diese Säulen aus kostbarem Marmor sind von besonderem Interesse, weil sie sämtlich antiken Monumenten entnommen sind und darum eine Mustersammlung spätrömischer oder frühbyzantinischer Kapitäle repräsentieren. Wenn diese Steine reden könnten, so würden sie wohl manche seltsamen Geschicke berichten, durch die sie aus heidnischen oder christlichen Tempeln in das Heiligtum Allahs gekommen sind. Die Basen, auf denen die Säulen ruhen, sind jetzt gleichmäßig zu einem mit Marmor belegten Quadratblock gestaltet, um den ursprünglich mannigfach abweichend geformten Stützen einen einheitlichen Charakter zu verleihen. Da auch die Schäfte verschieden an Höhe sind, so hat man, um die Differenz auszugleichen, über dem Kapitäl ein Architekturglied eingeschoben, einen Steinblock, der jetzt — wie wohl zu allen Zeiten — mit Marmor dekoriert ist. Darauf liegt der hölzerne Architravbalken, der für die islamische Architektur des Mittelalters von charakteristischer Bedeutung ist. Denn er begegnet nicht nur hier in der ḳubbet eṣ-ṣachra, sondern in den meisten älteren Moscheen, so in der aḳṣa-Moschee und in der Omar-Moschee in Alt-Cairo. Man hat ihn lange Zeit für eine spezifisch arabische Erfindung gehalten, doch ist er bereits im lateranensischen Baptisterium vorhanden und von den Byzantinern zu den Arabern gewandert, dort aber mit besonderer Vorliebe benutzt und eigenartig gestaltet worden. Die Holzbalken sollten ursprünglich sichtbar sein, wie die jetzt verborgenen Ornamente beweisen. Denn sie sind zusammen mit den darüber lagernden, von eisernen Platten und Stützen umgebenen Tragsteinen überkleidet und reich mit Verzierungen versehen. Auf den Architrav sind Halbkreisbogen gestellt, zwischen denen sich wundervolle Mosaiken finden. Diese stammen, wenn man einige spätere Reparaturen abzieht, aus der Zeit der Gründung. Eine Beschreibung ist schwer zu geben und kann die persönliche Besichtigung nicht ersetzen.

[1] S. Abbildung 2 auf Tafel 4.

Die beiden Seitenschiffe sind mit einem schrägen Pultdach gedeckt. Einige noch existierende Sparren tragen eine kufische Inschrift, die uns lehrt, daß das jetzige Holzdach aus der Regierungszeit des Chalifen Moktadir Billah (913 n. Chr.) stammt. Ein beträchtlicher Teil ward zwar 1447 durch Feuer zerstört, aber schöner als zuvor wieder aufgebaut. Man erreicht das Dach durch eine innen an der Südostwand angebrachte kleine Holztreppe. Wer dort hinaufsteigt, kann ein Stück von der Innenseite der Außenmauer studieren und eine seltsame Beobachtung machen: Die Steine sind von unzähligen Löchern durchbohrt, und in diese Löcher sind kleine Feuersteine eingebettet, deren Äußeres schön poliert ist. Es scheint, daß die Feuersteine, wie sie im mittelalterlichen Europa als Donnerkeile galten, so auch hier einmal irgend welchen abergläubischen Zwecken gedient haben.

In der Südwand des äußeren Schiffes sieht man östlich neben dem Eingang die mit Säulen verzierte ḳibla, die die Richtung nach Mekka und darum die Gebetsrichtung angibt. Hier wie überall in der Welt des Islams hat die ḳibla die Form einer kleinen Nische, die keineswegs selbstverständlich ist — denn die Richtung konnte man ebenso gut und noch besser auf andere Weise andeuten — sondern wohl aus der Zeit der sogenannten „Unwissenheit" herstammt. In der heidnischen, vormohammedanischen Periode war es, wie wir vermuten dürfen, bei den Arabern genau so wie bei den übrigen Semiten Sitte, die Gottesbilder (Steine) in einer Nische an der Wand des Heiligtums aufzustellen. Der Islam zertrümmerte die Gottesbilder, behielt aber die alte Form der Nische bei und begnügte sich damit, ihr einen anderen Sinn unterzuschieben. Ebenfalls neben der Südwand, aber auf der westlichen Seite des Eingangs, liegt der für den Koran eingehegte Platz, eingehegt, damit nicht die Hände der Ungläubigen die heiligen Bücher verunreinigen. Gegenüber steht nach innen zu die mit einer schmucklosen Holztreppe versehene, auf acht Säulen gestützte Kanzel.

Außer einigen Kandelabern ist nur noch eine Reihe von Inschriften zu erwähnen, meist aus dem Koran, doch eine von besonderem geschichtlichen Interesse. Wenn man durch das Südtor eintritt, liest man zur Rechten: „Gebaut hat diesen Dom der Knecht Gottes ʿAbdallah el-imām el-maʼmūn, der Fürst der Gläubigen, im Jahre 72 . . . ." Nun regierte aber der Chalīf el-maʼmūn gar nicht im Jahre 72, sondern 198—218 der Hedschra. Zu jener Zeit war vielmehr ʿAbd el-malik Beherrscher aller Moslems. Folglich hat el-maʼmūn seinen Namen an die Stelle ʿAbd el-malik's setzen lassen, aber vergessen, das Datum dementsprechend zu ändern, so daß wir hier trotz

der Verstümmelung eine authentische Urkunde über das Gründungsjahr der ḳubbet eṣ-ṣachra haben: 72 der Hedschra = 691 n. Chr.

Das Zentrum des ganzen Baues bildet eine Rotunde. Vier Pfeiler und zwölf Säulen mit marmorbekleideter Basis umgeben in einem unregelmäßigen Kreis den heiligen Felsen. Auf den Kapitälen, die durch Eisenstangen miteinander vereinigt sind, ruhen halbkreisförmige Bogen. Über dem Gesims erhebt sich der Tambur, der durch eine Gurte in zwei Teile geteilt ist. Darüber befindet sich eine mit Kleeblattbogen geschmückte Zwerggalerie, die von außen durch eine schmiedeeiserne Leiter für schwindelfreie Leute zugänglich ist. Auf dieser Galerie sitzt die hölzerne Kuppel, die aus zwei übereinander gestülpten Halbkugeln besteht, zwischen denen man bis zur Spitze hinaufsteigen kann. Beide sind durch hölzerne Streben miteinander verbunden; der Zwischenraum, der oben 1,50 m beträgt, ist unten nur 60 cm breit, weil das äußere Gewölbe noch überhöhter und elliptischer ist als das innere. Die einfache, schlanke und leichte Konstruktion im Innern ist von wirkungsvoller Schönheit; hingegen wird das Äußere der Kuppel durch die starke Ausbauchung in seiner zierlichen Eleganz etwas beeinträchtigt. Die äußere Kugel ist mit Blei gedeckt und mit einem Halbmond gekrönt, die innere mit reich verzierten Verschalungen versehen. Die im eigentlichen Sinne des Wortes unbeschreiblich schönen Dekorationen und Arabesken sind das Werk Saladins (1189), während die Kuppel selbst älter ist und einige Jahre nach dem 1016 erfolgten Erdbeben erneuert wurde (1022).

An den südwestlichen Pfeiler ist ein kleines Tabernakel angebaut, auf dem oder in dem sich einst der sogenannte „Schild des Hamza" befand, der jetzt in Konstantinopel sein soll. Er wird beschrieben als eine Metallscheibe, deren eine Seite mit niedlichen Vögeln und Tieren in erhabener Arbeit geschmückt ist. Zwischen diesen Ornamenten ist ein kleiner Buckel mit einem Loch bemerkbar, wahrscheinlich für einen Ring bestimmt, an dem das Instrument aufgehängt werden konnte. Nach der wahrscheinlichsten Deutung ist dies Gerät ein byzantinischer Metallspiegel. In der Nähe zeigt man einige Blöcke behauenen Marmors, die die Legende mit Mohammeds mitternächtiger Reise und mit seiner Fußspur in Zusammenhang bringt. Es sind ohne Zweifel Reste aus der Kreuzfahrerzeit, von einem Bau herstammend, dessen Zweck nicht näher festgestellt werden kann, vielleicht von einem Altar. Reste, derselben Zeit angehörig, finden wir im nördlichen Teil des äußeren Schiffes — eine kleine marmorne Schranke, vermutlich das Überbleibsel eines christlichen Ambons — ferner im östlichen Teil des inneren Schiffes unmittelbar neben dem hölzernen Gitter, das den Fels umgibt, und endlich eigen-

tümlich gewundene Säulen in der weiter unten genannten Höhle. Gut erhalten ist das ebenfalls am Ende des zwölften Jahrhunderts gefertigte eiserne Gitter, das als französische Arbeit gilt. Auf die lilienartig geformten Spitzen können Lampen und Kerzen gesetzt werden, um bei feierlichen Anlässen das Heiligtum zu illuminieren. Eine schöne Beleuchtung ist ja der einzige äußere Schmuck, der den schmucklosen und einfachen Gottesdienst des Islams hebt und seine Feste auszeichnet.

Wir haben uns damit dem Zentrum des ganzen Baues genähert, dem „heiligen" Felsen, auf dem die Andacht der gläubigen Moslems, die Pietät der Christen und die Sehnsucht der Juden ruht. Die Frage, ob hier der Altar Salomos gestanden hat oder gestanden haben kann, lasse ich beiseite, da uns nur das beschäftigen soll, was wir jetzt dort sehen. Zweifellos haben wir hier das älteste Stück des Felsendomes vor uns, da es sich ja um den Naturfels handelt; aber die Form, die er heute besitzt, ist nicht älter als die Kreuzfahrerzeit. Die Franken haben damals eine Reihe von Veränderungen in der „Moschee" vorgenommen: sie haben das Kreuz an die Stelle des Halbmonds gepflanzt, die Säulenhallen der Eingänge in Kapellen verwandelt, die arabischen Inschriften durch lateinische ersetzt, die Wände mit Gemälden aus der Geschichte unserer Religion geschmückt, vor allem aber den Fels behauen, mit Marmor überzogen und einen Altar daraufgestellt. Damit soll nicht geleugnet werden, daß einzelne Bearbeitungen des Steines in noch ältere, vielleicht in die herodianische oder gar salomonische Zeit zurückreichen, aber dann treten die Vermutungen an die Stelle des Wissens.

Der Fels weist auf seiner Westseite starke Zeichen künstlicher Bearbeitung auf. Er ist der ganzen Länge nach weggeschnitten und bildet sozusagen eine Riesenstufe. Von ihr aus steigt man nach Osten zu in zwei breiten Stufen, von denen die eine sehr niedrig, die andere etwas höher ist, auf die Spitze des Felsens hinauf. Man kann diese Stufen nicht als Überrest einer Treppe ansehen, da das Ganze dazu viel zu unregelmäßig ist. Die südwestliche Ecke des Felsens ist ihrer ganzen Höhe nach rechtwinklig ausgeschnitten. In der Nähe sieht man oben auf dem Felsen einige Löcher, die vermutlich zur Befestigung des Kreuzfahreraltars gedient haben. Die Moslems hüten den Felsfetisch wie ihren Augapfel und dulden keine nähere Untersuchung. Nur einmal im Jahre darf ein Gläubiger barfuß hinauf steigen und ihn abstäuben. Trotzdem hat Warren es einst gewagt, sich in einem unbewachten Augenblick über die hölzerne Brüstung zu schwingen, die den Felsen schützt; ihn reizte der Kanal, der, an der Nordseite sichtbar, teilweise ausgehauen, teilweise aus Steinen aufgebaut ist. Der Kanal, der auf

der Oberfläche des Felsens einen Bogen macht, läuft in der Richtung nach Norden unter der Erde weiter. An der Stelle, wo er unterirdisch weiter streicht, unmittelbar vor dem Felsen, liegen zwei Platten, eine kürzere und eine längere. Man hat ihn nur eine kleine Strecke verfolgen können, da er jetzt mit rohem Mauerwerk versperrt ist. Jedenfalls verdeckt auch im nördlichen Seitenschiff die Jaspisplatte, über deren Bedeutung Gewinnsucht und Aberglauben in gleicher Weise läppische Legenden verbreitet haben, eine Öffnung über diesem Kanal. Seine Tiefe konnte nicht genau festgestellt werden, da er mit Schutt und Erde aufgefüllt ist; immerhin muß sie beträchtlich gewesen sein, da sie noch jetzt ungefähr einen Meter beträgt. Wenn man überhaupt eine Vermutung über den Zweck des Kanals äußern will, so darf man ihn am wahrscheinlichsten dem Netz der Wasserkanäle einreihen, mit dem der ganze Tempelplatz überzogen ist. Dicht neben dem Kanal, aber unverbunden mit ihm, ist auf der Oberfläche des Felsens von West nach Ost eine kleine Rille ausgehöhlt, die einfach als Falz gedient haben mag. Auch sonst ist auf dem Felsen eine Reihe von Löchern sichtbar; so finden sich namentlich am südöstlichen Rande des Felsens in der Nähe der Höhle 7—8 kleine Zapflöcher, die sich daraus zu erklären scheinen, daß das hölzerne Gitter früher dem Felsen etwas näher gestanden, später aber weiter abgerückt ist. Fast alle Löcher sind deutlich um baulicher Zwecke willen gemacht worden, nur bei einem kann man fragen, ob es ein sogenanntes „Napfloch" („Schalenloch") ist, das aus prähistorischer Zeit stammt und einen religiösen Sinn hatte. Das einzige sicher alte Loch ist dasjenige, das zu der Höhle gehört.

Unter dem Felsen befindet sich nämlich eine zugängliche Höhle. Die Tür mit dem Spitzbogen und die Treppe, die jetzt hinunterführt, sind mittelalterlichen Ursprungs. Die Höhle diente als Krypta des templum domini und wurde confessio genannt. Heute wird sie als mesdschid benutzt; die Gebetsplätze in den vier Himmelsrichtungen sind verschiedenen Vätern des alten Testaments geweiht. Eigentümlich gewundene Säulen sind, wie bereits erwähnt, letzte Zeugen der christlichen Zeit. Am Boden liegt eine Marmorplatte, die die Öffnung des „Geisterbrunnens" verdeckt, weil sie, mit einem Stock geschlagen oder mit dem Fuße gestoßen, einen dumpfen, hohlen Klang gibt. Das Geheimnis, das sich unter dieser Platte birgt, ist noch immer nicht völlig geklärt, und phantasiereiche Leute, die jeden Stein zu einem Altar, jeden Kanal zu einem Blutkanal und jedes Loch zu einer Opfergrube machen, haben hier noch ein dankbares Feld für ihre Hypothesen.

Immerhin, als in den Jahren 1858/9 wenig Regen fiel und die Zisternen nicht mit Wasser gefüllt waren, befahl der damalige Stadtpräfekt Surraja Pascha die Inspektion sämtlicher Zisternen Jerusalems. Bei dieser Gelegenheit fand Ermete Pierotti, der dem türkischen Ingenieur als Assistent beigegeben war, eine Zisterne im Norden der ḳubbet eṣ-ṣachra; von dort aus gelangte er durch eine Öffnung, die mit Steinen, Lehm und Erde versperrt gewesen war, in eine zweite tiefer gelegene Zisterne. In ihren südlichen Teil mündete ein Kanal, der zunächst nach Westen strich, aber nach wenigen Schritten einen Arm aus Süden aufnahm und durch eine Zisterne lief, die flaschenförmig gestaltet war und oben ein viereckiges Schöpfloch hatte. Darüber vermutete er die Höhle, so daß jene Zisterne mit dem „Geisterbrunnen" identisch wäre.[1] Bisher hat niemand seine Angaben nachprüfen können. Sicher ist, daß im Norden und Süden des Felsendoms Zisternen und Kanäle existieren. Wer überhaupt Zisternen gesehen hat, wird ferner in der Höhle selbst eine uralte charakteristische flaschenförmige Zisterne erkennen, wie das kreisrunde Schaftloch beweist, das nach oben auf die Oberfläche des Felsens mündet.[2] Wenn Pierotti Recht hätte, müßte unter ihr und mit ihr verbunden eine zweite ebenfalls flaschenförmige Zisterne angenommen werden, so daß wir eine Doppelzisterne hätten. Sie wäre später durch Marmorplatten in zwei Teile geteilt, von denen der untere, der „Geisterbrunnen" unzugänglich gemacht, die obere Hälfte, die jetzige Höhle hingegen, weiter ausgehauen und vergrößert wäre. Dann begreift man auch, daß die Marmorplatten nur einen Teil des Fußbodens einnehmen und daß der hohle Klang nur in der Mitte hörbar ist. Der seitliche Eingang mag ebenfalls alt sein, ist aber erst zur Kreuzfahrerzeit so gestaltet, wie er heute ist.

Wir sind in die Tiefe hinabgestiegen und haben nach dem geblickt, was drunten ist, aber es wird Zeit, wieder nach oben zurückzukehren. Mag das Dunkel, das über der Tiefe lagert, für den Forscher von wissenschaftlichem Interesse sein, mag das Halbdunkel, in das der Innenraum getaucht ist, für den Moslem einen religiösen Wert haben, so ist das Sonnenlicht, das den ganzen Bau umflutet, für jedermanns Auge eine helle Freude. Wer weder historische noch religiöse Interessen

[1] Vgl. den Durchschnitt bei Pierotti, Pl. XII, Fig. 1.

[2] Daran, daß das Schaftloch künstlich und für eine Zisterne charakteristisch ist, kann gar kein Zweifel sein. Die von Kittel in den „Studien zur hebräischen Archäologie und Religionsgeschichte", Leipzig 1908, S. 20, aufgeworfene Frage erledigt sich damit von selbst.

an dem Felsendom hat, aber ein empfängliches Herz besitzt, wird dessen Schönheit ästhetisch genießen können und die ḳubbet eṣ-ṣachra preisen als den schönsten Bau im heutigen Jerusalem, ja als die Perle des Orients.[1]

---

[1] Aus der Fülle der Literatur nenne ich nur die besten Bücher: Ermete Pierotti: Jerusalem explored, Vol. I. II. London 1849. de Vogüé: Le temple de Jérusalem. Paris 1864. Ch. Warren: Underground Jerusalem. London 1876. C. Schick: Die Stiftshütte, der Tempel in Jerusalem und der Tempelplatz der Jetztzeit. Berlin 1896. Clermont-Ganneau: Archaeological Researches in Palestine during the years 1873—74. London 1899. Vol. I.





3. Zur Hochzeit geladen.

Bilder von einer ländlichen moslemischen Hochzeitsfeier.

Von Domprediger Lic. theol. E. Baumann in Halle a. S.

Hierzu das Titelbild.

Ungefähr auf der Grenze vom alten Benjamin und Ephraim, eingebettet in eine nach Südosten abfallende Talmulde des Gebirgsrückens, der unmittelbar nördlich sich zu einem breiteren Plateau erhebt, liegt das moslemische Dorf el-bīre, von der gegen das Plateau ansteigenden großen nāblus-Straße im Westen und Norden umzogen. Das Dorf baut sich von der tiefgelegenen Quelle gegen den neuen Chān in regellosen Terrassen auf. Vom Chān hat man einen prächtig weitreichenden Blick gegen Süden auf Jerusalem und über die Berge Judas hin bis zur eigentümlichen Kuppe des Frankenberges und dem rās esch-scherafe bei el-chaḍr.

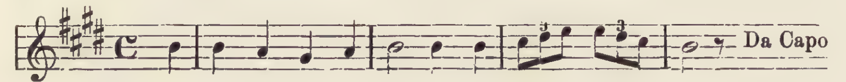
Hier wurde im November 1905 eine Hochzeit gefeiert, zu der uns, d. h. Herrn Professor Dalman und mir, Chalīl, der Reisediener des Instituts, Bauer im benachbarten stattlichen Christendorfe rāmallāh, eine Einladung verschaffte. Die beliebteste Jahreszeit zu Hochzeitsfeiern ist für die Landbevölkerung Palästinas der Herbst, weil nach den Ernten Geld und vor Eintritt der Winterregen und der Winterbestellung reichliche Muße vorhanden ist. Auch ist dann die Witterung weder zu unwirtlich wie im Januar bis März, noch zu drückend wie im Sommer. Dieses Jahr ließ der heißersehnte Frühregen des Winters noch immer auf sich warten.

Wir langten am Tage vor der eigentlichen Hochzeit an. Wieviel Tage man feiert, richtet sich nach dem Vermögen oder dem Ansehen des Bräutigam-Vaters, der die Hochzeit ausrichtet (vergl. Mt. 22, 2).

Im Hause des Bräutigams pflegen sich die Männer, im Hause der Braut die weiblichen Gäste mit Tanz und Musik zu unterhalten. Das Fest, das wir sahen, war größer geplant gewesen, aber wegen unerledigter Streitigkeiten mit verschiedenen Familien auf zwei Tage beschränkt worden. Den Höhepunkt des Vorabends bildete für die Frauen die ḥenna-Zeremonie, die darin besteht, daß der Braut Hände und Füße mit ḥenna braunrot gefärbt werden. Allerorten im Lande, im Bereich der Kultur wie der Wüste, sieht man an den Frauen diese eigentümliche Zierde, auf die, wie die Zeremonie beweist, großer Wert gelegt wird. Obwohl Männer bei der Feier nichts zu suchen haben, gestattete man uns freundlich, von außen in das Haus der Braut einen Blick zu tun. Die Außenwand neben dem rechten Türpfosten war voll Blut, das vom platten Dach herabgeflossen und geronnen war. Wird doch am Vorabend der Hochzeit vom Vater des Bräutigams ein Schaf geschlachtet (genannt ḍabīḥet el-ḥenna, vergl. Rev. bibl. 1906, S. 100), das dann im Brauthause von den Frauen verspeist wird. Aus der Türöffnung schlug uns eine stauberfüllte Backhitze entgegen, als wir zu erkennen versuchten, was im Innern vor sich ging. Im Wohnraum, der in jedem palästinischen Bauernhause ein paar Stufen über dem Eingang liegt, gewahrte ich eigentlich nicht viel mehr als einen eng gedrängten Haufen von Frauen und Mädchen, letztere beim landesüblichen Tanz, dessen Absicht es ist, die Braut zu unterhalten, während man sie färbt, erstere um die uns völlig unsichtbare Braut beschäftigt, die um so teilnahmsloser scheinen muß, je strahlender rings Lust und Eifer sind.

Nacht lag über dem Dorfe, als wir uns etwa um 8 Uhr auf dem Platze einfanden, wo getanzt werden sollte. Ich gewahrte erst nach einiger Zeit, daß wir uns auf dem Dach eines Hauses befanden, und zwar an der Öffnung, durch die man das Korn in die Getreidebehälter im Hause zu schütten pflegt. An zwei Seiten war diese Terrasse von anderen Hauswänden begrenzt, die im rechten Winkel aufeinander stießen. Noch waren nur Knaben dort, deren ungeduldige, im Staub sich balgende Anwesenheit aber sicher bezeugte, daß es bald etwas zu schauen geben werde. Nach und nach kamen Erwachsene hinzu, und seitab begannen junge Mädchen für sich im Dunklen einen Reigen, ähnlich unserm deutschen, mit ähnlicher Unermüdlichkeit gespielten „Schöner als wie du." Abwechselnd gingen zwei Reihen 3—4 Schritt gegeneinander vor und wieder zurück, wobei sich die Genossinnen, den Arm der einen um die Achsel der andern, eng aneinander gedrängt hielten. Vers folgte auf Vers in gleicher, stets sich wiederholender Melodie, deren Konstante, abgesehen von den eigentümlichen und kaum fixierbaren

Verschleifungen und Auflösungen des Einzeltons im arabischen Gesange, mir folgendes Bild ergab:



Das Vorhandensein der Taktmittel (Trommel, Händeklatschen, Kniebeugen, Schreiten u. a.) beweist, daß dem arabischen Volksgesang das Taktgefühl durchaus nicht abgeht, wenn es auch gern sich gewissermaßen verschleiert. Bei den Proben, die ich zu hören Gelegenheit hatte (beim Tanz, beim Ausrufen der Straßenhändler, bei der zarrūte der Frauen 2c.) blieb der Takt innerhalb eines Liedchens stets derselbe (ob $^2/_4$, $^4/_4$ oder $^3/_4$-Takt). Die beliebten Triolen, die die halbe Note oder zwei Viertel-Noten (s. o.) auflösen, verschleiern wohl momentan den Takt, behalten ihn aber bei (zu Dalman, Palästinischer Diwan, S. XXV) und ändern keineswegs das System.

Ein öffentliches Spiel war dieser daradsch oder saḥsil, dieser von Dalman (Palästinischer Diwan, S. 270) nur um Jerusalem beobachtete „Schreitreigen" der Frauen, keineswegs. Niemand achtete weiter auf die begeisterten Mädchen, die auch sogleich abbrachen, als die Vorbereitungen für den Tanz der Männer begannen. Alte Frauen erschienen mit den riesigen Ballen Dorngestrüpps (nätsch), wie sie in allen Dörfern vor Beginn des Winters von den Berghalden gesammelt werden, damit sie „brennen" (Mt. 13, 30, vgl. Jes. 33, 12, Pred. 7, 6), und warfen ihre Last vom Rücken auf den von lagernden Zuschauern freigelassenen Platz. In den ersten Reihen zu unsern, der Ehrengäste, beiden Seiten saßen die Männer samt den Knaben auf dem Erdboden, dahinter in kaum erhellter Dunkelheit unbeachtet die weiblichen Zuschauer. Als nun das Feuer emporloderte, ordneten sich die Tänzer, ältere und besonders jüngere Männer aus der Verwandtschaft oder näheren Bekanntschaft des Bräutigams, längs der beiden Mauern, also wie diese im rechten Winkel, welchen der Ton- und Textangebende unter ihnen einnahm. Was sie den Abend fast durchweg vorführten, war die saḥdsche, d. i. der Klatschreigen (Dalman, a. a. O., S. 295). Sie tanzten ihn im Wechsel, indem bald die eine, bald die andere Reihe sang[1] oder durch eigentümliches Kniebeugen und Händeklatschen

[1] Sonst ist auch üblich, daß zwischen dem Chor und einem einzelnen, vor der Reihe stehenden Vorsänger (el-ḳauwāl) abgewechselt wird. Liedtexte zum Klatschreigen aus der Gegend von Jerusalem, bētdschāla und anderen Teilen Palästinas teilt Dalman, a. a. O., S. 296—303 mit. Den Refrain jā ḥalāli jā māli „O mein Eigentum, mein Besitz" hörten wir in el-bīre auch häufig.

den Takt angab, ohne ihren Standort je zu verlassen. Die Strophen des Gesanges sind stets nur zweireihig (also Doppelverse) mit immer neuen Texten, von denen aber jeder dreimal wiederholt wird. Die Texte brauchen zum Fest durchaus keine Beziehung zu haben, sondern können jegliches Gebiet des Lebens berühren und werden nicht frei gedichtet, sondern sind alt überliefert. Wer die meisten weiß und angeben kann, ist anerkannter Leiter. Aus der schier endlosen Wiederholung entnahm ich dieses Bild von Takt und Melodie:



Die Wiederholung folgte mit Halbtakt-Pause, blieb also genau im Takt. Markiert wurde dieser hier aufs schärfste durch einmalige Kniebeuge (v) und mehrfaches Händeklatschen (∧). Die Eigentümlichkeiten der stummen Kniebeuge vor dem Händeklatschen und des unbezeichneten vorletzten Taktes, m. a. W. der Wechsel zwischen optischer und akustischer Markierung und das einmalige Ausbleiben jeglicher Markierung hoben den Eindruck des Ganzen in charakteristischer Weise. — Nur hin und wieder trat anstelle der saḥdsche die debke, d. i. der Stampfreigen (Dalman, a. a. O., S. 267, 273), den die Leute von el-bīre, nicht wie sonst üblich im Kreise schreitend, sondern ebenfalls vom Platz aus, n der gleichen Aufstellung und Abwechslung wie die saḥdsche tanzten:



Wie man sieht, ist der Tonumfang äußerst gering wie überall im arabischen Volksgesang; er bleibt hier bei der saḥdsche und der debke innerhalb der kleinen Terz; nur im Reigengesang der Mädchen wird er — durch Kombinierung einer Quart und einer Terz — weiter. Bekommt dadurch der Gesang für unser Ohr, zumal bei der endlosen Wiederholung ein und derselben Tonphrase, etwas höchst Monotones, so doch wieder durch das Auflösen des Tones in seine Viertel- und Achteltöne und durch das ständige Vibrieren etwas merkwürdig Belebtes, das entschieden an Interesse und Anziehung gewinnt, je länger man hört. Ähnlich gewöhnt sich das Ohr allmählich an das anfangs fast unerträgliche Näseln und Schreien des arabischen Gesanges.

Inzwischen machten der Bräutigam und sein Vater die Wirte. Jener, der sich deutlich als der geehrte Mittelpunkt des ganzen Treibens gab und selbstbewußt hin und her stolzierte, forderte von den jungen

[1] Das letzte Viertel nimmt Reihe B allsogleich mit ihrem da Capo auf.

Männern unter den Zuschauern, wen er wollte, zum Mittanzen auf, scheuchte auch dann und wann mit einem brennenden Reisig zum Gaudium der Corona die allzukühnen Knaben vom Feuer hinweg. Beide aber waren eifrig, wenn auch nicht eilig, dabei, den Kaffee für die Anwesenden zu bereiten. Nachdem der braune Trank über dem Dornfeuer in kupfernen Kannen mehrfach aufgekocht war, wurde er, reichlich gesüßt, in den landesüblichen henkellosen Täßchen durch einen Bruder des Bräutigams präsentiert, zuerst den geehrtesten Gästen und den älteren Männern, zuletzt den jüngsten Tänzern, danach dem ganzen Kreise noch ein zweites und drittes Mal. Da nicht mehr als drei Täßchen zur Verfügung waren, dauerte das Kredenzen wie das Zubereiten geraume Zeit. Wozu die Eile? Sie ist „vom Satan", sagt der Araber, besonders bei frohen Festlichkeiten.

Der Tanz hatte seinen Fortgang genommen. Ein Einzeltänzer in der alten farbigen, vor der Brust mit Schnüren versehenen Fellachenjacke erschien mit einem Schwert, trat vor die Chorreihen und zeigte seine Kunst, indem er das Schwert bald hoch emporschwang, bald hart vor den Füßen der Männer blitzschnell vorbeiführte und selbst bald springende, bald drehende Bewegungen ausführte. Erst nach einer ansehnlichen Weile hielt er inne und hockte keuchend auf einem Steine nieder, um auszuruhen. Den Höhepunkt des Abends aber bildete ein als Tänzerin auftretender Bursche, der in Gewand und Tanzart täuschend ein Mädchen nachahmte. Er verstand es zur allgemeinen Bewunderung, die lang herunterhangenden Ärmelzipfel sich zierlich über den Nacken zu werfen, erst den rechten dann den linken, dabei den Oberkörper zu wiegen, den ganzen Körper geschwind zu drehen und mit den nackten Füßen die kurzen, bald hüpfenden bald schreitenden Bewegungen auszuführen. War ein Schritt vorwärts getan, trat er in der Regel mit beiden Fußsohlen fest auf.[1]

Jedesmal, wenn das mit äußerster Sparsamkeit unterhaltene Feuer über neuer Nahrung hell aufschlug, beleuchtete es die freudig glühenden Gesichter der Tanzenden und die andächtigen, unverwandten Mienen der Zuschauer. Aus dunklem Hintergrund aber antwortete von Zeit zu Zeit der unnachahmliche Triller der Frauen den bevorzugten Herren der Schöpfung. — Mit allen Sinnen überließ ich mich der unleugbaren Poesie des Vorgangs. In schweigender Pracht wölbte sich der Sternenhimmel Abrahams über diesem vom Schwarz der Nacht traulich um-

[1] Der Araber tanzt nicht ausschließlich auf Zehen und Ballen, sondern setzt öfter die ganze Fußsohle mitsamt der Ferse fest auf.

hegten Stück heiligen Landes, dessen Kinder sich in liebenswürdiger Sorglosigkeit ihrem anspruchslosen Feste hingaben, ohne Ahnung von den Katastrophen, die über ihre Heimat dahingegangen waren, ohne Ahnung von den Zweifeln und Aufgaben der europäischen Kultur. Vom stolzen Tempel Bethels, der nicht weit entfernt sich erhob, sucht man vergeblich einen Rest. Er ist verschwunden wie der Jubel der rauschenden Festreigen, mit denen die Stieranbeter bis in die sternhellen Nächte sich ergötzten. In Ruinen steigt die einstige Kirche der Tempelritter von Bira über el-bīre's Hütten auf. Verklungen ist der Schwertschall und Becherklang der Herren. Aber die Hoffnung, die in dem Erzvater durch den Anblick der Sterne gestärkt wurde, der Lohn, der ihm für seine Gottesfurcht in Aussicht gestellt wurde, das Fortleben in Kind und Kindeskind, — ist auch die Aussicht, die dem heutigen Völkchen des Landes zur stumpfen Mühsal des armseligen Fellachendaseins Freudigkeit giebt, und die sich bei jedem Hochzeitstrubel für eine Familie erneut. In wie manchem der vom unruhigen Feuer Beschienenen mochte sich trotz der Völkerstrudel der Jahrtausende ein Tropfen altisraelitischen Blutes erhalten haben, ein Tropfen jener Lebensfreude, die unbekümmert um Vergangenheit und Zukunft der Gegenwart lebt. Breit fließt der Strom der Lethe durch das an Stürmen überreiche, an Erträgen arme Land der Bibel und der Kreuzzüge.

Am nächsten, dem eigentlichen Hochzeitstage begannen die Feiern nicht erst mit Sonnenuntergang, sondern bald nach Mittag. Als wir ins Dorf kamen, bemerkten wir den Hochzeitszug, wie er längs der großen Straße einer Höhe über dem Dorfe zustrebte. Wir folgten ihm durch Staub und Sonnenglut, um zu schauen, wie sich dort die Männer unter teils sich balgender teils staunender Assistenz der Knaben mit Schießen nach festen Zielen ergötzten. Die Schützen hockten hinter den natürlichen Steinwällen zur Seite der Straße, auf die sie die mit Messingringen versehenen langen Läufe ihrer Vorderlader auflegten, und schossen nach hochliegenden Steinen auf die geringe Entfernung von etwa 30—40 m. Solche dürftigen Festvergnügen und die gelegentliche Jagd des nie ohne Flinte über Feld gehenden palästinischen Bauern sind die Überbleibsel der alten Wehrhaftigkeit der ländlichen Bevölkerung. Wie unsre Festfreunde kauerten vor hundert Jahren, als Seetzen durchs Land reiste und die Dorffehden allenthalben in Blüte standen, die Vorväter, um den ahnungslos des Wegs kommenden Angehörigen eines verfeindeten Dorfes meuchlings über den Haufen zu schießen und Blutrache zu nehmen. Der Bräutigam, kenntlich am roten Rock, dem mit grünem Tuch umwickelten Turban und den mit Antimon festlich gefärbten Augenlidern,

schritt zwischen den Schützengruppen lässig hin und her. Seitab stand eine hübsche Fuchsstute, die ihn hergetragen hatte.

Als man das Schießen eine Weile getrieben hatte, kehrte der Zug dem Dorfe wieder zu, bald in eine große Staubwolke gehüllt, machte aber halbwegs noch einmal Halt, um der fantasia zuzuschauen, die ein besonders Reitkundiger auf der Fuchsstute zur Seite der Straße vollführte. Seine Kunst bestand darin, das Tier zum schnellsten Lauf anzutreiben und dann, während die Schützen über ihn hinknallten, ganz scharf und plötzlich zu wenden. Nach wenigen Minuten war die Stute schweißgebadet und die Zuschauerschaft befriedigt. Auch diese Vorführung stellt das Überbleibsel früherer glänzenderer Künste vor.

Nun begann der feierliche Einzug des Bräutigams in das Dorf vom Gebäude aus, das die Quelle des Dorfes überdeckt. Der Bräutigam bestieg die mürbe gejagte Stute, um alsbald von einer Schaar von Mädchen und Frauen in Empfang genommmen zu werden, die ihn nun führten, während seine bisherigen männlichen Begleitei in besonderer Gruppe voraufzogen. Ehe sich der Zug in Bewegung setzte, räucherte eine alte Frau Gerstenmehl, Salz und Alaun auf einer Pfanne vor ihm, unter Hersagen wirksamer Sprüche. Wie leicht konnte ihn, der nun bald den Blicken einer großen Menge und mancher Neider ausgesetzt war, ein böser Blick treffen und ihn zu schicksalsschwerer Stunde heimlich schädigen! Dagegen war er nun durch die Macht des Worts und des Alauns geschützt, wie die Stute gegen allen Schaden durch die blauen Perlen in Schweif und Mähne. Alaun und Glasperlen sind zwei der wichtigsten Amulette. Andre sind z. B. in Zeitschr. d. deutschen Pal. Vereins XVIII, S. 48, genannt. Beim Ankleiden des Bräutigams wird zum Schutz über ihm: „Im Namen Gottes“ gesprochen. Der Einzug nahm eine geraume Zeit in Anspruch, weil alle paar hundert Schritt zu erneutem Tanz und Gesang innegehalten wurde. Die tanzenden Männer schlossen jedesmal einen engen Kreis, in dem zwei Schwerttänzer ihre Künste zeigten; nicht so die Mädchen, die sich dem Bräutigam zukehrten und in regelloserer Gruppe ihren Tanz ausführten, aber auch eine Schwerttänzerin auftreten ließen.[1] Noch immer steht mir die Gestalt eines frischen, schlanken Mädchens vor Augen, das mit lieblicher Grazie die Ärmelzipfel zu werfen und ihre Füße auf dem steinigen Boden zu rühren verstand, während sie mit unermüdlicher Freude ihre schelmischen Verse sang. Noch immer sehe ich das kleidsame Mädchengewand der dortigen Gegend, den buntgestickten Rock und Schleier

---

[1] Titelbild.

von ungefärbtem Linnen, flattern. So grüßen noch heute die Mädchen mit Gesang und Tanz ihren Helden wie zu Davids Glanzzeit (1. Sam. 18, 6). Je erregter die Frauengruppe, desto regungs- und willenloser schaute der Sitte gemäß der Gefeierte drein, der, als ginge ihn das alles nicht im geringsten an, sein Pferd von einem alten Weibe am Zügel führen ließ. Dichtgedrängt und freudigst erregt folgte das Volk auf allen Seiten dem Zuge, der sich in tiefgelegener, schmaler Straße zwischen Steinmauern und Häusern das Dorf hinaufzog. In malerischen Gruppen auf Mauern und Dächern postiert, saßen und standen Frauen mit Kindern auf Achsel oder Hüfte, um sich den Anblick nicht entgehen zu lassen. Die Sonne bestrahlte alles, der Knall der Freudenschüsse, der Schall der Gesänge, der jubelnde Zuruf und vor allem der Triller der Frauen im höchsten Diskant erfüllte die Luft. — So hatten wir das Schauspiel vor uns, das schon in alten Zeiten als höchster Erweis und frohester Ausdruck blühenden Lebens und festen Bestandes galt, in einem ungestörten Gemeinwesen für den Jahreslauf so regelmäßig wiederkehrend, wie für den Tageslauf das Mahlen der Mühle und das Aufleuchten des Tonlämpchens im Hause (vgl. Jer. 7,34; 25,10).

Eine Stunde der Ruhe folgte dem Einzug im Hause des Bräutigams. Man ließ sich auf Matten zu beiden Seiten des Bräutigams im Kreise nieder, wir ungelenken Europäer auf eigens gebreiteten Kissen. Jeder, der die Stufen zum Wohnraume emporgeschritten kam, grüßte der Sitte gemäß beim Eintritt und wiederum, sobald er Platz genommen hatte,[1] die Anwesenden. Zigaretten wurden gedreht und auf einem Tablett herumgereicht. Natürlich verklebte der Gastgeber die Zigarette mit der Zunge. Es war eine besondere Rücksicht auf den heiklen Europäer, daß mein Lehrer im Arabischen zu Jerusalem, wenn ich ihn besuchte, mir das Zukleben selbst überließ. Man unterhielt sich feierlich und förmlich, während der Kaffee vor der Tür bereitet wurde. Der Stückenzucker zum Süßen des Getränks wurde nebst mancherlei andrem Hausrat auf dem Getreidebehälter aufbewahrt. Wir erhoben uns nach Darbietung des Kaffees, um uns vor Sonnenuntergang noch etwas im Freien zu ergehen. Die Tennen des Dorfes, weithin nackte Felsplatten, von niedrigen losen Steinmauern umhegt, in denen hie und da schwarze Brandstellen und spärlich verwehte Spreu von dem letzten Erntetreiben erzählten, gewährten freien Blick über die vom Abendhimmel überglühte Landschaft. Hier begegnete uns kein Mensch, nur eine oder die andere felsgehauene Weinkelter aus vorislamischer Zeit. In der Einsamkeit

[1] Auch unsere deutschen Landleute grüßen doppelt, zuerst beim Eintritt und sodann nach dem Platznehmen.

gedachte ich des Liebenden, der in einem Dorf bei Jerusalem seinen zum Bräutigam erkorenen Nebenbuhler kurz vor der Hochzeit auf den Tennen erschlagen hatte.

In der Regel bestimmen die Väter oder die an ihrer Statt maßgebenden Verwandten dem jungen Manne seine Lebensgefährtin und Arbeitsgehülfin, wobei — ähnlich wie für unsre Bauern — der wirtschaftlich-pekuniäre Gesichtspunkt vorherrscht. Doch werden persönliche Neigungen des jungen Mannes wenn tunlich berücksichtigt oder geben auch den Anstoß zu den Verhandlungen zwischen beiden Familien. Im gedachten Fall stieß die Verbindung des jungen Mannes mit seiner Erkorenen auf unüberwindlichen Widerstand, sei's, daß er nicht genug zahlen konnte, sei's daß die Familien verfeindet waren. Als der Bräutigam danach in seinem Blute gefunden wurde, ahnte alle Welt den Täter, der auch ergriffen und ins Stadtgefängnis gebracht wurde, wo seine Angehörigen für ihn zu sorgen hatten. Lange wahrte die Braut das Geheimnis, bis sie dem Drängen der Verwandten nachgab und den Geliebten als den Schuldigen bezeichnete. —

Als die letzten Strahlen der Sonne farbenprächtig verglommen waren, fanden wir uns vor dem Hause des Vaters des Bräutigams[1] ein, wo alle männlichen Festgenossen sich zur Abendmahlzeit versammelten. Gerade hatten Frauen große Schüsseln mit Reis und darüber gestreuten Stücken gekochten Hammelfleisches aufgetragen, und alles war mit schweigender Hingebung an der Arbeit des Essens. Hatten die Leute doch von Sonnenaufgang an, also über acht Stunden, weil Fastenmonat war, Hunger und Durst ertragen, und das in allem staubigen Getümmel des Festes. Um so besser schmeckte die Festspeise, das Fleisch, das im Nu vergriffen war. Wie bedürfnislos ist doch ein armer paläſtinischer Bauer, und wie leicht im Verhältnis zu anderen imstande, die strengen Satzungen des Korans zu befolgen! Und doch ist noch heute Fasten und Hochzeitfeiern an sich ein scharfer Gegensatz (Mt. 9,15 u. Par.) — Würdig klang uns das tfaḍḍalu, die Einladung mitzuessen, die der Anstand jedem Dazukommenden gegenüber gebietet, entgegen. Brotfladen lagen neben den Schüsseln. Man griff mit der rechten Hand eifrig in die Berge von Reis, formte, was die Finger erwischten, alsbald in der hohlen Hand geschickt zu einem Kloß von der Größe und Gestalt eines Eies und schob diesen, die Handwurzel vorauf, in den Mund. Was an der Hand kleben blieb, wurde von Zeit zu Zeit am Innenrand der Schüssel abgestrichen. Wer satt war, erhob

[1] Es wird das Gasthaus (maḍāfe) des Geschlechtes (ḥamūle) dafür verwandt, wenn der Bräutigam im Elternhaus zu wohnen hat.

sich mit einem zufriedenen il-ḥamdu lillāh (Dank sei Gott!), trat nach vorn und ließ sich über dem Souterrain des Hauses aus dem Trinkkrug Wasser über die Hände gießen, die auch über den Bart wischten, um ihn zu reinigen. Dann trat die Tonpfeife in ihr Recht.

Dem Mahl folgte die Überreichung der Hochzeitsgaben an den Bräutigam, der vor seinem Ehrenplatz ein Tuch auf der Matte ausbreitete, um die Gaben zu sammeln. Diese bestehen aus Geldstücken und richten sich in ihrer Höhe meist nach der Regel do ut des. Was ein Festgast gibt — und das ist mitunter eine Lira (20 fr.), — ungefähr dasselbe erhält er von der Familie des Bräutigams bei entsprechender Gelegenheit, also bei einer Hochzeit im eignen Hause, wieder. Von den Gaben bestreitet die Familie des Bräutigams die Kosten der Hochzeit. Der Vater nahm die Geschenke entgegen, rief jedesmal laut und feierlich kantilierend erst den Namen des Gebers, dann den Namen dessen aus, dem zu Ehren gegeben wurde, d. h. der verschiedensten Personen aus der beiderseitigen Verwandtschaft oder Bekanntschaft, und warf es dann dem Sohne zu. Alles lauschte gespannt besonders auf die Höhe der Gabe und auf den Namen des Geehrten.[1] Wir benutzten diese Gelegenheit, um uns für die genossene Gastfreundschaft in angemessener Höhe erkenntlich zu erweisen.

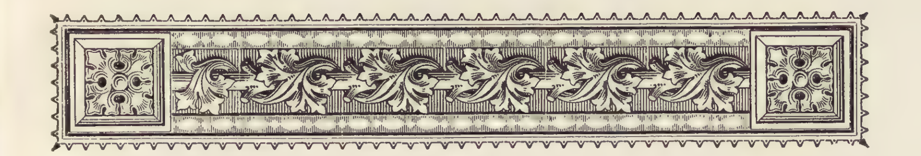
Spät am Abend erst folgten die Schlußfeierlichkeiten, die Einholung der Braut von ihrem Hause zum Hause des Bräutigams unter Gesängen und Gewehrschüssen und der Zug des Bräutigams in sein Haus. Wir konnten so lange nicht bleiben, auch wollte man nicht gestatten, daß wir bei der „Vergoldung"[2] der Braut zusähen, weil es nicht üblich ist, daß Männer dabei sind.

In Bildern wie den geschilderten vollzieht sich heut bei den Moslems Palästinas auf dem Lande die Feier, die Jesus mit Vorliebe zum Sinnbild für die hohen Freuden des bereits gegenwärtigen (vergl. Mt. 9,15) oder zukünftigen (Mt. 25,1 ff,, vergl. Offb. 19,7) Gottesreiches gebraucht hat, und die darum auch in ihren jetzigen Formen für jeden Bibelleser ihre hohe Bedeutung hat.

---

[1] Der Ruf lautet z. B.: „Gott vergelte dir, o. N. N., das ist aus Liebe für den Propheten! Gott vergelte, o. N. N.; er gab einen Medschidi auf das Haupt der Familie der Braut". D.

[2] In dem nahen rāmallāh wohnte ich der „Vergoldung" bei. Es werden erst große Tupfen von ḥenna auf das Gesicht gemacht, dann ganze Blätter von Schaumgold aufgelegt, bis vom Gesicht nichts mehr sichtbar ist und die an der Wand bei spärlicher Beleuchtung regungslos stehende Braut sich wie ein Götzenbild mit goldenem Haupte ausnimmt. D.



4. Am Toten Meere.[1]

Von Professor Dalman.

Hierzu Tafel 5 und 6.

Die Sonne ist im Untergehen. Von einsamer Warte auf einem Ruinenhügel am sēl eḏ-ḏrāʿ oberhalb der Halbinsel des Toten Meeres schweift der Blick zunächst über eine mattgrüne Fläche, auf welcher einzelnstehende Akazien ihre sonderbaren platten feinblättrigen Kronen wie Schirme aufspannen. Ein breitabgeschnittener Hügel, der tell eḏ-ḏrāʿ, erhebt sich dahinter als letzter Zeuge eines ehemals bewohnten Landes, das dann allmählich in die weiße zerrissene Kalköde der Halbinsel übergeht. Links, auf der sich zum Südbecken des Sees senkenden Fläche, verdichten sich die Akazien zu einem von hier aus zusammenhängend scheinenden Wäldchen. Hinter ihm, unmittelbar am Strande, ragt eine Galerie gewaltigen Schilfes mit schwankenden Wedeln. Rechts eilt der Blick über die Schlucht des nahen Baches von eḏ-ḏrāʿ mit ihrem Gebüsch von Oleander, Euphratpappel, Weide, Schilf und einzelnen stammlosen Palmen nach der grünen Bewässerungsflur von el-mezraʿ an der langen Bucht zwischen dem Ostufer des Sees und der Nordzunge der Halbinsel. Dahinter steigt eine graue zackige Bergwelt gewaltig in die Höhe, von der Sonne mit lebhaft gelben Lichtern bemalt.

Jenseits des Sees, den man in seiner vollen Länge überschaut, erhebt sich wie eine mehrfach durchbrochene Wand die judäische Wüste in einem bräunlichen Violett, welches die zum See abfallenden Schluchten mit feingeaderten dunkleren Streifen durchziehen. Die Oase von ʿēn dschidi gegenüber ist als ein kleiner Fleck mit mattgrünem Einschlag in das violette Gewebe nur eben erkennbar. Nach Süden zu senkt sich die westliche Bergwand, klar zeichnet sich ab die breite, niedrige Masse

[1] S. die Karte von Palästina.

des Salzberges von sudum. Gegen ihr Dunkel kontrastieren die hellblauen Linien des ebenen Geländes am Südende des Sees, der Salzsteppe der sebcha und der sie umsäumenden Mergelbank der beginnenden ʿaraba. Zwischen dem vorwiegend weißen, gelben, grauen und braunen Diesseits und dem violetten Jenseits ruht der See, lang hingestreckt wie ein norwegischer Fjord, in glänzendem Hellblau. Einige dunklere Streifen ziehen über die weite stille Fläche, die kein Segel, kein Boot belebt.

Jetzt sinkt die Sonne hinter die westlichen Berge. Die Wasserfläche verliert ihren hellen Schimmer; aber orangefarben breitet sich der Himmel über die dunkle Bergwand. Erst weiter oben geht die grelle Farbe in ein durchsichtiges Hellblau, dann in der Höhe in ein Dunkelblau über, das schon die Schatten der Nacht verkündet. Eine einzige Wolke ist sichtbar. Sie lagert nebelartig im fernen Nordwesten über der Gegend von Jerusalem und Bethel. Bald wechseln die Farben in der Landschaft. Das Orange des Himmels sättigt sich mit roten Tönen, von denen ein schwacher Widerschein den östlichen Teil des Seespiegels färbt. Dunkelbraun stehen die nordöstlichen Berge. Aber hellblaue Streifen ziehen noch immer über den See und retten sich zuletzt in die Bucht von el-mezraʿ wie in einen Hafen, während flimmerndes Dunkelgrau sich über die große Wasserfläche senkt. Das diesseitige Land mit seinen Bäumen wird nächtlich dunkel. Das aus dem Akazienhain im Süden herüberklingende Girren der Tauben ist verstummt. Ein leises Pfeifen und Schnurren in den Dschungeln der Schlucht mischt sich in das sanfte Rauschen ihres Baches. Ein Kuckucksruf unterbricht wie ein Klang aus einer anderen Zone die feierliche Harmonie der tropischen Einöde.

Mit dem Aufglänzen der Sterne bricht die Nacht herein. In weiter Ferne, vielleicht in der Gegend des alten Zoar, flammt ein Beduinenfeuer auf. Der See verschwindet fast im Dunkel. Mit schwarzen Konturen umgrenzen die Berge ringsumher den Himmel mit seinem verwirrend zahlreichen Lichterheer. Wetterwolken, die gegenüber, etwa bei Hebron, lagern, entsenden von Zeit zu Zeit ein mattes Leuchten. Wie wehmütige Seufzer läßt in der Nähe ein Käuzchen seinen Nachtgesang hören. Das Plaudern der Araber in dem nahen Zeltlager des Instituts ist verstummt. Da steigt, groß und gewaltig, über das östliche Gebirge der Mond empor. Über die im Schlummer liegende weite Natur gießt er grelles Licht und ein neues, traumhaftes Leben. Das ist wohl der rechte Moment, um über die Rätsel dieses wunderbaren suboceanen Sees und seiner Ufer zu sinnen. — —



1. Erstorbener Wald im Toten Meere.

Aufnahme von G. D. Sandel.



2. Karawane des Instituts auf der sebcha.

Aufnahme von G. D.



Einen der ṛauārne von eṣ-ṣāfi fragte ich neulich, wie man den See, an dem seine Heimat liegt, nenne. Er sah mich verständnislos an: natürlich el-baḥr „das Meer". Die sonst bei Arabern übliche Bezeichnung baḥr lūṭ „Meer Lots" oder, was wohl hauptsächlich bei Christen vorkommt, baḥr el-mījit „das Tote Meer",[1] war ihm fremd. Wie man anderwärts, vom Jordan oder vom Jarmuk redend, schlechtweg esch-scherīʿa sagt, was in der Sprache der beduinischen Anwohner nicht, wie stets behauptet wird, die „Tränkstätte", sondern den „Fluß" bedeutet, so redet man hier vom „Meere" oder allenfalls mit der verkleinernden weiblichen Endung von el-baḥra, dem „See". Seine für die ṛauārne wichtigste Eigenschaft ist, daß er ihr Land allmählich verzehrt. Kull sene bisḥab schwoij nuṣṣ el-ṛōr akal „Jedes Jahr nimmt es ein wenig, die halbe Niederung hat es schon verzehrt!" Als am 5. April 1904 im ṛōr eṣ-ṣāfi unser Lager stand, von der Bevölkerung der Oase umdrängt, hatte ich Anlaß, nach solchen Wirkungen des Sees zu fragen; dann beim Marsche durch den ṛōr en-numēra war uns aufgefallen, daß Akazien (sowohl Acacia tortilis als Sejal kommt hier vor, beide als ṭalḥ bezeichnet) nicht nur bis unmittelbar an den Rand des Wassers wuchsen, wo sonst auch öfters hohes Schilf zu stehen pflegt, sondern sogar im See selbst standen. In der Nähe des Ufers hatten sie nur ihre Wurzel im Wasser, weiterhin ragten die Enden ihrer Äste allein aus dem See. Man hätte an eine zeitweilige Überschwemmung denken können. Aber die Bäume im Wasser sind längst erstorben. Gespensterhaft strecken sie ihre nackten Zweige. Dazu lag der Wasserspiegel des Sees wohl noch 1 m unter der durch ausgeworfenes Holz kenntlich gemachten Flutmarke. Die vorwiegende Ansicht der ṛauārne schien zu sein, daß das Land ins Meer gezogen werde. Sie wußten von einer Stadt, die Gott wegen ihrer Sünden da versenkt habe, und zweifelten nicht daran, daß einst ihr ganzes Land denselben Weg gehen werde. Und sie hatten Grund genug zu der Ansicht, denn es war unheimlich zu sehen, wie ihr Bewässerungsland mit seinem schönen Süßwasserbach, seinen üppigen Feldern, seinen grünen Weiden, auf denen zahlreiche Rinder grasen, seinen Tamarisken und seinen schattigen Salvadoren (rāk)[2] nach dem See zu in unbetretbaren Sumpf übergeht und schließlich langsam in das salzige Wasser hineinzusinken scheint. Die Oase ertrinkt, und zwar nach dem Augenschein wie nach der Überzeugung der Anwohner nicht erst seit gestern, sondern von jeher.

---

[1] Daß das Meer doch nicht ganz tot ist, beweist das neulich am Nordstrande beobachtete Vorkommen kleiner Fische, s. Masterman, PEFQ 1908, S. 160, vgl. 85.

[2] Nur ausnahmsweise nördlich vom Toten Meere vorkommend.

Wenn es sich um ein bloß lokales Vorkommnis am Südende des Sees handelte, könnte man an ein wirkliches Einsinken des Landes, etwa infolge der Auslaugung unterirdischer Salzlager, denken. Dies wird aber ausgeschlossen durch eine ganze Reihe von Beobachtungen, die man auf allen Seiten des Sees gemacht hat, welche beweisen, daß nicht das Land sinkt, sondern der See in beständigem Steigen begriffen ist.

Früher konnte man trockenen Fußes zwischen dschebel sudum und dem Südteil des Sees entlang gehen. Noch 1851 fand de Saulcy hier am 31. Mai 1851 bei einem nach seinen Beobachtungen hohen Wasserstande einen Strand von 70 bis 230 m Breite. 1884 passierte hier Kitchener,[1] am 27. Dezember 1890 Gray Hill,[2] Anfang April 1894 Blanckenhorn, aber mit mühsamem Waten durchs Wasser. Also bald nach 1890 ist der Strand hier verschwunden. Brünnow[3] konnte am 27. März 1895, Gautier[4] am 13. März 1900 nicht mehr vorüberreiten. Mir sagten die ṛauārne 1904, daß der Weg seit längerer Zeit beständig unter Wasser steht. Zu Fuß könne man watend allenfalls passieren, aber nicht zu Pferde.

Auch Wege quer durch den See sind in derselben Gegend verschwunden. Nördlich vom dschebel sudum, nicht weit von dem Steinhaufen rudschm mzōṛal erreichte nach Seetzen[5] eine zu seiner Zeit (1806) noch benützte Furt des Toten Meeres, el Moktaa (= el-maḳṭaʿ), das Westufer. Über ihren östlichen Anfang war er nur vom Hörensagen unterrichtet, nach seiner Karte wäre sie von der Mitte der Halbinsel ausgegangen. Eine zweite Furt, welche im Osten von derselben Stelle ausging, aber geradeaus nach Westen hinüberlief, beobachteten Irby und Mangles[6] 1818. Aber schon zu Robinson's Zeit[7] um 1838 war keine Furt mehr im Gebrauch; doch habe ich noch Beduinen davon reden hören. Musil erzählte man, die Furt el-mḳēṭaʿ sei um 1830 bei einem Erdbeben verschwunden.[8] Robinson meinte, die 1818 beobachtete Furt nur durch niedrigen Wasserstand zur damaligen Jahreszeit erklären zu können, aber die Beobachtung wurde am 2. Juni gemacht, und die Reisenden versichern ausdrücklich, daß die Furt zu keiner Jahreszeit unpassierbar sei.

---

[1] PEFQ 1884, S. 217.
[2] Ebenda 1900, S. 275.
[3] MuN d. DPV 1905, S. 66.
[4] Autour de la Mer Morte, S. 46.
[5] Reisen I, S. 428, II, S. 358.
[6] Travels, S. 454 f.
[7] Palästina II, S. 470 ff.
[8] Musil, Arabia Petraea I, S. 172.

Vom östlichen Strande des Nordbeckens des Sees bei der Mündung des zerḳa beschreiben Putnam Cady[1] für 1900 und G. D. Sandel[2] für 1906 einen ebensolchen erstorbenen Wald, wie ich ihn am Südbecken sah (s. o.). Eine Aufnahme der Expedition Sandel wird hier in Abb. 1 auf Tafel 5 mitgeteilt. Von einem breiten Wege zwischen dem Meeresrande und dem östlichen Randgebirge nördlich von der Halbinsel, welcher jetzt an manchen Stellen ganz versunken sei, sagte man Musil.[3] Auch da hieß es: „Es ist Krieg zwischen uns und dem Meere, aber das Meer ist stärker."

Ein anderer Maßstab für die Höhe des Wasserspiegels ist das Inselchen rudschm el-baḥr oder rudschm lūṭ, das die englische Karte am Nordende des Sees verzeichnet. Im Jahre 1860 war es noch vom Lande aus zugänglich, 1861 verschwand der Zugang im Wasser, 1892 die Insel selbst.[4] Die Quelle ʿēn el-feschcha am Nordwestende des Sees hing ursprünglich durch ein Bächlein mit ihm zusammen, seit 1896 ist der See zu ihr hinaufgestiegen und dann nie wieder gefallen.[5] Daß der Strand auch anderwärts am Nordende verschwunden ist, wird für verschiedene Stellen bezeugt.[6] Die Strandlinie des Toten Meeres auf der englischen Karte stimmt deshalb am Nordende nicht mehr mit der Wirklichkeit; sie kann aber nirgends ganz richtig sein, am wenigsten natürlich am seichten Südbecken des Sees. Dies wird besonders deutlich durch die Mitteilungen von Irby und Mangles[7] vom Jahre 1818. Sie sagen, sie seien von ez-zuēra et-taḥta in einer Stunde in die große Ebene am Ende des Toten Meeres gekommen. In dieser Ebene zogen sie zunächst einen Hügel von Salz und Sand (den dschebel sudum) entlang und gelangten dann über sechs Wasserläufe nach eṣ-ṣāfi. Dies geschah am 9. und 10. Mai. Am 2. Juni kamen sie von el-kerak nach der Halbinsel, umritten sie im Norden und Westen auf einem sandigen Strand, der auf der Westseite immer breiter wurde. Auf der Südseite fanden sie die Hochwasserlinie eine engl. Meile vom Wasserrande entfernt. Nach ihrer Karte lagen 2 engl. Meilen zwischen dem

---

[1] PEFQ 1901, S. 44.

[2] ZDPV 1907, S. 104f.

[3] Arabia Petraea I, S. 162.

[4] Liévin, Guide to the Holy Places (1875), S. 318, Guide de Terre Sainte (1897) II, S. 280.

[5] Masterman, PEFQ 1902, S. 164.

[6] S. Gray Hill, PEFQ 1900, S. 273ff., Masterman, PEFQ 1902, S. 159, 164.

[7] Travels, S. 351ff., 449ff.

Wasserrande und der felsigen Masse der Halbinsel. Dieser niedere Strand um die Halbinsel ist jetzt im Norden und Westen ganz verschwunden, so daß der See die Felsmasse unterspült; nur im Süden ist ein Rest geblieben. Nach derselben Karte wird auch klar, warum sie von einer schon nördlich vom dschebel sudum beginnenden „Ebene“ reden. Der Wasserspiegel des südlichen Seeteiles war damals mindestens um ein Drittel kleiner als der jetzige.

Wenig zutreffende Vorstellungen über das jährliche Steigen und Fallen des Wasserspiegels im See waren verbreitet, bis Masterman im Herbst 1901 regelmäßige Messungen bei rās el-feschcha begann, welche bisher ergeben haben, daß keine größere jährliche Differenz des höchsten und des niedrigsten Wasserstandes vorkommt als 34 engl. Zoll = 96,36 cm.[1] Ein beständiges allgemeines Steigen des Sees ist dabei noch nicht beobachtet worden. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, daß die weit verbreitete Annahme,[2] der See überflute in jeder Regenzeit die Salzsteppe (sebcha) an seinem Südende, irrtümlich ist. Nach Mastermans Beobachtungen hat der See seinen höchsten Wasserstand Ende April bis Anfang Mai. Ich bin 1904 am 6. April mit den damaligen Mitgliedern des Instituts und einer mir aufgedrungenen Eskorte von 25 ṛauārne über die sebcha geritten[3] und fand sie völlig wasserfrei, wenngleich von mehreren Rinnsalen außer dem Salzbach sēl el-ḥēme durchzogen. Irby und Mangles passierten sie am 10. Mai 1818 ohne jede Schwierigkeit. Dagegen hatten Libbey und Hoskins am 12. März 1902 große Mühe durchzukommen, nicht wegen der Höhe des Seespiegels, sondern ohne Zweifel, weil das von der Araba herunterkommende Winterwasser sie überströmt und aufgeweicht hatte. Ein Bewohner des ṛōr eṣ-ṣāfi hat mir ausdrücklich versichert, daß der See nie über die sebcha steige, was natürlich auch für die Oase verhängnisvoll sein würde. Da die sebcha notwendig durch das besonders von Süden kommende Schwemmwasser stetigen Zuwachs an festen Stoffen erhalten muß, ist die Annahme berechtigt, daß sie ein aus dem alten Seeboden herausgewachsenes Alluvium darstellt. Auch das seit nahezu einem Jahrhundert nachweisbare Steigen des Wasserspiegels des Sees hat zu einer Überflutung der sebcha bisher nicht geführt. Ob es einmal geschehen wird, hängt davon ab, wie weit ihr eigenes Anwachsen dem Steigen des Wassers überlegen ist.

---

[1] S. PEFQ 1901, S. 4 f.; 1902, S. 155 ff. und in allen folgenden Jahrgängen.

[2] S. z. B. Guthe, Kurzes Bibelwörterbuch, s. v. Salzmeer.

[3] S. Abbildung 2 auf Tafel 5.

Welch große Folgen ein verhältnismäßig geringes Steigen oder Fallen für den Südteil des Sees haben kann, erhellt daraus, daß nach den Peilungen von Lynch bei einem um 2 m tieferen Wasserstande das Südende des Sees um mindestens 3 Kilometer zurückweichen würde und bei einem Sinken des Wassers um weitere 4 m der ganze See südlich der Halbinsel bis auf einen kleinen Rest verschwände. Hätte der See vor 100 Jahren auch nur ½ m tiefer gestanden, so könnte bei Fortdauer gleicher Verhältnisse vor 2000 Jahren der Südteil des Sees noch gar nicht vorhanden gewesen sein.

Für das zweifellose Steigen des Seespiegels wird jetzt in der Regel eine periodische Vermehrung der Niederschläge in Palästina geltend gemacht. Die Beobachtungen der jährlichen Niederschlagsmenge, welche seit 1861 in Jerusalem angestellt wurden, zeigen in der Tat bis 1897 eine aufsteigende Kurve und von da ab in den letzten 10 Jahren wieder ein Abnehmen,[1] wodurch es sich vielleicht erklärt, daß die Beobachtungen des Wasserspiegels seit 1902 kein Steigen desselben haben nachweisen können. Vielleicht hat wirklich das letzte Jahrhundert durch vermehrte Niederschläge die Wassermasse des Sees gesteigert. Wir würden dann annehmen können, daß ebenfalls in älterer Zeit derartige, für die Ausdehnung des Sees bedeutsame Schwankungen in seinem Wasserstande vorkamen. Es muß aber auch an die Tatsache erinnert werden, daß ein abflußloser See bei sich gleichbleibenden Niederschlägen notwendig langsam steigen muß, weil die in ihn von Jahr zu Jahr hineingeschwemmten Sedimente seine größten Tiefen allmählich füllen und also seine Wassermengen in die Höhe treiben. Bei der ohnedies von Anfang an geringen Tiefe des Südbeckens des Toten Meeres und der Flachheit seiner Ufer werden die Folgen gerade dort am meisten in die Erscheinung treten, in zweiter Linie am flachen Norduser des Sees.

Für Veränderungen am Südbecken des Sees haben wir ein historisches Zeugnis in der von Silvia (um 383)[2] berichteten Aussage des Bischofs von Segor (Zoar), daß die Säule des Weibes Lots, welche 6 Milien von Segor gestanden habe, seit einigen Jahren vom Meere bedeckt werde. Für den Nordrand haben wir die auffallende Behauptung

---

[1] S. Glaisher, Meteorological Observations at Jerusalem, S. 24, Tabelle 4 (1861—1901), zu ergänzen durch die jährlichen Mitteilungen von A. Datzi in PEFQ 1903—08. Auf die höchste Steigung zu 41" Zoll (1897) folgt ein konstantes Abnehmen bis zu 18 Zoll (1901), dann die Zahlen 25 (1902), 18 (1903), 34 (1904/5), 28 (1906), 27 (1907).

[2] Geyer, Itinera Hierosolymitana, S. 54.

des Antoninus (c. 570),[1] daß der Kidron in den Jordan da münde, wo er in das Salzmeer einfließt, was mit der Mosaikkarte von Madaba in auffallender Übereinstimmung steht, die gerade an dieser Stelle den Jordan noch einen Nebenfluß empfangen läßt, der das wādi el-ḳelt nicht sein kann. Daß dies wirklich der Kidron sei, ist bei der Tiefe des Seebeckens in der Gegend seiner jetzigen Mündung wenig wahrscheinlich, es wäre aber möglich, daß man das wādi debr für den Unterlauf des Kidron hielt. Sein jetzt in das Tote Meer mündendes Ende konnte in der Tat einmal den Jordan nahe seiner Mündnng erreicht haben. Unter diesen Umständen wird es erlaubt sein, die Aussage des alten Glossators von 1. Mos. 14, 3, wonach die Tiefebene von Siddim sich an der Stelle des Toten Meeres befand, auf eine richtige Erinnerung zurückzuführen, nämlich daran, daß wirklich einmal am Südende des Toten Meeres das bebaubare und von Süßwasser bewässerte Land bedeutend größer war als jetzt. Von den durch Feuerregen zerstörten Städten hat man in älterer Zeit nie berichtet, daß sie ins Meer gesunken seien. Nach 1. Mos. 19, 25. 29; 5. Mos. 29, 22; Jes. 13, 19; Jerem. 49, 18; 50, 40; Am. 4, 11 wurden sie „umgekehrt“. Noch zur Zeit des Josephus glaubte man die Umrisse der verbrannten Städte zu sehen.[2] Ihr Gebiet war versengt, d. h. verdorrt und unbebaubar, aber nicht versunken. Selbst die ṛauārne von el-mezraʿ reden noch von einer ursprünglichen Zerstörung der gottlosen Stadt des frommen nebi lūṭ. Erst nachträglich habe sie Gott mit dem See überströmt, um das Versehen zu verdecken, das ihm mit der Zerstörung der Stadt widerfahren war, die er um lūṭ's willen hätte verschonen sollen.

Die zerstörten Städte müssen ohne Zweifel gedacht werden als ursprünglich ein fruchtbares Gebiet beherrschend. Dies kann nicht auf der Westseite des Toten Meeres gesucht werden, die niemals von Süßwasser in größerem Umfang bewässert sein konnte und gerade im Süden salzige Quellen und Bäche zeigt.[3] Das Ostufer des Südbeckens ist dagegen von fünf perennierenden Süßwasserbächen durchströmt. Der nördlichste ist der nicht sehr starke sēl ʿesāl am Südende der Halbinsel, dann folgen als wasserreiche Bäche sēl en-numēra oder sēl ʿarāḳ, sēl el-ḳerāhi, sēl el-fēfe und sēl chnēzīre, von denen die letzteren drei die fast zusammenhängenden Bewässerungsfluren von eṣ-ṣāfi, el-fēfe

[1] a. a. O., S. 176.

[2] Antt. I 11, 4, vgl. Bell. Jud. IV 8, 4.

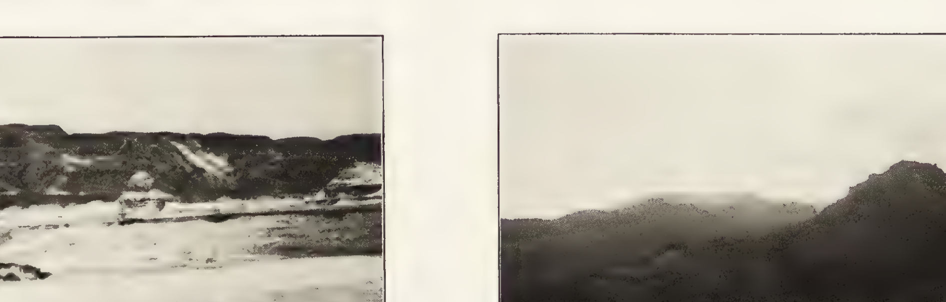
[3] Nördlich vom dschebel sudum mündet wādi el-mehauwāt mit einem Salzbach, südlich ʿēn en-neṯīle (Robinsons ʿēn el-bēḍa), die ebenfalls einen salzigen Wasserlauf speist.

Tafel 6.



1. **Südostende des Toten Meeres mit** rōr es-ṣāfi.

Aufnahme der Amerikanischen Kolonie, Jerusalem.



2. Dschebel sudum **von Osten.**

Aufnahme von G. D. Sandel.



3. **Mergelbildungen am Westufer des Toten Meeres.**

Aufnahme von G. D. Sandel.

4. **Gebirge am Ostufer des Toten Meeres südlich vom** mōdschib, **mit „Lots Weib" am rechten Ende des mittleren Gipfels.**

Aufnahme der Amerikanischen Kolonie, Jerusalem.



und chnēzīre bilden. Wenn der See tiefer stand, war das durch alle diese Bäche zu bewässernde Gebiet bedeutend größer als jetzt, es bildete einen breiten Streifen, der sich vom Rande der ʿaraba bis zum südlichen Ende der Halbinsel ausdehnte und zu dem man noch den vom sēl el-kerak und sēl ed-drāʿ bewässerten ṛōr el-mezraʿ nördlich von der Halbinsel rechnen kann. Es war nur natürlich, wenn jedes Bachgebiet auch seine es beherrschende Ortschaft besaß, und wir würden ohne weiteres erwarten, daß eine Reihe von etwa fünf Städten sich hier befand, von denen Zoar die südlichste gewesen wäre. Wir haben das letztere in Übereinstimmung mit den alten Nachrichten im ṛōr el-fēfe und chnēzīre zu suchen. Dann blieben die vier Bewässerungsflächen des ṛōr eṣ-ṣāfi, ṛōr en-numēra, ṛōr el-meṣēṭbe (bei sēl ʿesāl) und ṛōr el-mezraʿ, welche sich als Reste der Ländereien der vier zerstörten Städte Sodom, Gomorra, Adama, Zeboim (5. Mos. 29, 22) denken lassen. Da Lot aus Sodom nach dem „nahen" Zoar (1. Mos. 19, 20) flieht, muß Sodom als die nächstsüdliche Stadt gedacht werden, was auf die Gegend des ṛōr eṣ-ṣāfi[1] weist, wo nach der oben mitgeteilten Aussage des Bischofs von Segor jedenfalls schon im 4. Jahrhundert Sodom gesucht wurde. Dazu stimmt, daß die ṛauārne von eṣ-ṣāfi und el-mezraʿ den ihnen gegenüberliegenden Salz- und Mergelberg dschebel sudum, oder schlechtweg sudum, nennen, nicht dschebel usdum,[2] was seit Robinson als geographische Bezeichnung rezipiert wurde und wohl auf der Aussprache der dschahalīn-Beduinen beruht.

Es ist möglich, daß man wirklich einmal den tell-artigen, an den Rändern wunderlich durchfurchten Hügel von sudum mit seinen Zinnen und Schluchten[3] für das zerstörte Sodom gehalten hat. Zur Zeit Strabos erzählte man in Palästina, daß Sodoms Umfassung, 60 Stadien messend, noch erhalten sei.[4] Das paßt trefflich zu dem 30 Stadien langen Sodomsberge. Strabo findet die Erzählung der Eingeborenen durch den Charakter der Gegend von Masada am südlichen Westufer des Sees gerechtfertigt, in welcher auch zerstörte Siedelungen hier und da angetroffen würden. Was man dafür hielt, waren ohne Zweifel die dort am Strande weite Flächen einnehmenden Mergelbildungen, die seit de Saulcy[5] viele an verödete Städte erinnert haben.[6]

---

[1] Abbildung 1 auf Tafel 6.
[2] Im Munde der Araber wie uzdum klingend.
[3] Abbildung 2 auf Tafel 6.
[4] Strabo, Geogr. XVI 2, 44.
[5] Voyage I, S. 194.
[6] Abbildung 3 auf Tafel 6.

Eine spätere Zeit vermutete Sodom am Nordende des Sees, wahrscheinlich bei den dort befindlichen Mergelerosionen, die auch an Burgen und Türme erinnern konnten. Aber vernünftigerweise sucht man die Stadt weder hier noch am Fuße des Salzberges im Seegrund, noch überhaupt auf dem dürren Westufer, sondern nach Osten zu, und zwar nicht tief unten, sondern, wie es für solche Städte am wahrscheinlichsten ist, mehr in der Höhe nach dem Gebirge zu in luftiger Lage, d. h. auf einem Striche, der noch jetzt Spuren alter Ortslagen aufweist. Warum man sie ehedem als „umgekehrt“ bezeichnet, wissen wir nicht. Vom „Umkehren“ einer verödeten Stadt reden jetzt die Araber bei dem nabatäischen medāin ṣāliḥ der arabischen Wüste, wahrscheinlich, weil ihnen das Stufenornament über den Grabfassaden wie eine zum Himmel gekehrte Treppe erscheint. Zerstörte Städte pflegen wieder zu erstehen, wenn ihre Existenzbedingungen sich nicht veränderten. Aber grade dies wird hier geschehen sein, indem der See ihr Bewässerungsland erst versalzte und dann verschlang. Auch ohne eine plötzliche Zerstörung war ihr Untergang unausbleiblich, zu dem beigetragen haben kann, daß auch eine am Ostufer des Nordbeckens des Sees entlanglaufende Verkehrslinie verschwand.

Die Salzsäule des Weibes Lots setzen ernsthafte Karten an das Nordende des sudum-Berges, weil Lynch im Jahre 1848 dort eine seitdem längst verschwundene säulenartige Salznadel sah, die ihn an Lots Weib erinnerte, von der er eine seitdem oft wiederholte, etwas phantastische Abbildung mitteilt. de Saulcy hat aber schon 1851 bemerkt:[1] „Es ist schade, daß der treffliche amerikanische Offizier den Salzberg nicht zwei verschiedene Male in der Regenzeit gesehen hat, er würde hundert Frauen Lots für eine gefunden haben.“ Von zwei, jetzt auf der Westseite des Sodomsberges sichtbaren Salznadeln habe ich in Palästinajahrbuch III, Tafel 4 eine von mir veranlaßte Aufnahme mitgeteilt. Salznadeln entstehen und vergehen beständig an den verschiedensten Stellen des Berges, und es ist zwecklos, diese ephemeren Gebilde in eine Karte einzutragen, zumal auch die arabische Tradition von der bint schēch lūṭ sich nicht an eine dieser Nadeln heftet. Selbst im ġōr eṣ-ṣāfi wußte man davon nichts und verwies mich auf die Gegend des ġōr el-mezraʿ, wo ein Felsblock dieses Weib mit ihrem Kinde darstelle, in Übereinstimmung mit der dort Musil berichteten Sage von der Frau eines geizigen Mannes, die auf der zu ihrer Rettung gemeinten Flucht sich umsah und zum Felsen wurde.[2] Palmer hat einst diesen Felsen bei

[1] Voyage II, S. 71.
[2] Arabia Petraea I, S. 162 f.

tulēl abu fulūs gegenüber ʿēn dschidi auf hoher Bergspitze[1] aufgesucht und abgebildet.[2] Seltsamerweise hat aber auch diese in Stein gebildete „Tochter Lots“ doch noch das Geschick gehabt, zur Salzsäule zu werden; denn Vigouroux hat in seinem Dictionnaire de la Bible, s. v. Lot, die Abbildung Palmers als „Colonne de Sel à Usdum“ mitgeteilt. Die Hüter der Jordanbrücke bei Jericho erzählten mir von einer Säule der Frau Lots mit ihrem Kinde bei ʿēn dschidi. Das bedeutet vielleicht eine Wanderung des Felsens am Ostufer.

Die Christen von el-kerak hatten nach alledem nicht ganz unrecht, wenn sie mir sagten, Sodom und Gomorra seien bei dem ṛōr el-mezraʿ gewesen. Die verödeten Städte, deren Lebensader das Meer unterband, haben gewiß hier das Nordende ihres Gebietes gehabt. Der Ruinenhügel, von dem aus wir am Anfang über das Meer schauten, und der vor ihm liegende tell eḏ-ḏrāʿ kann zu ihnen gerechnet werden. So darf unsere Betrachtung hier zu Ende gehen. — Noch einmal erheben wir das Auge.

Der Morgen graut über der Landschaft. Das erste Frühlicht trifft die westliche Bergkette und läßt ihre kahlen weißen Gipfellinien wie Schnee über dunklen Hängen erscheinen. Die Schatten weichen aus der Tiefe, die tiefen Einschnitte der fünf Talausgänge gegenüber zwischen dem alten Masada und Engedi werden deutlich. Mit dem Aufgang der Sonne fallen helle Lichter auf den Seespiegel. Über dem östlichen Gebirge und über Hebron lagern Wolken, aus denen ein mattes Morgenrot entflieht. Auf dem Vordergrund zeichnen die bizarren Silhouetten der Akazien sich scharf ab gegen den nackten, hellgelben Boden. Immer blendender weiß wird vor uns die vegetationslose Halbinsel. Greller Sonnenschein reißt bald jeden Schleier von der öden Landschaft mit ihren Steinen, ihrem Dorngestrüpp, ihrem harten, von der Sonnenhitze ausgeglühten Boden, über welchen dürre Jerichorosen hinrollen. Es ist die unerbittliche Wirklichkeit der Wüste von Sodom, an dem Meere, welches über fruchtbare Ufer sein Salzwasser goß.

[1] Abbildung 4 auf Tafel 6.
[2] Der Schauplatz der vierzigjährigen Wanderung, S. 371 ff.





III.

Von unsern Reisen.





1. Vom Mosesberge zum Mosesgrab.

(Am 8. u. 9. April 1906.)

Von Oberlehrer Heinr. Wolfg. Trusen in Stendal.

Hierzu Tafel 7.

Unsere Reise nach dem Aaronsgrabe ging ihrem Ende zu. Noch zwei an Eindrücken und Erlebnissen besonders reiche Tage, dann konnten wir wieder einreiten in die Tore der heiligen Stadt. Schon heute sollte sie uns aus der Ferne grüßen, nicht weit von der Stelle, da Moses einst den ersten und letzten Blick getan in das Land seiner Hoffnung.

In der Nacht war es empfindlich kalt gewesen. Wir maßen kurz vor Sonnenaufgang c. 2° R. Dafür ging dann aber auch ein strahlend herrlicher Palmsonntagsmorgen auf, wie wir ihn uns schöner für den Ritt nicht hätten wünschen können, und der wie von selbst, zumal nach den noch in frischem Gedächtnis stehenden Schnee- und Hageltagen von el-kerak, unsere Herzen mit Lob und Dank füllte. Palmsonntagsgedanken bewegten uns. Wie wird einem hier auch ohne Predigt und kirchliche Feier die biblische Geschichte lebendig! So gedachten wir, die wir ja auch hinaufritten nach Jerusalem, in stiller Erinnerung des Mannes, der an diesem Tage einst auf uns so wohlbekannten Wegen trotz seiner verborgenen Majestät mit königlichen Ehren in die heilige Stadt eingezogen war. Es war ein Ausdruck der allgemeinen Stimmung, wenn wir unsrem Herrn und Meister zu Ehren in den blauenden Morgen hinein das alte schöne Adventslied sangen: „Wie soll ich dich empfangen?“ —

Wir konnten die Pferde munter ausgreifen lassen und auch einmal einen frischen fröhlichen Galopp wagen. War doch die flache, weit ausgedehnte Ebene arḍ ʿabdallāh, ein Teil der großen moabitischen Hoch-

ebene, durch die unser Weg führte, wie so viele ähnliche Ebenen des Ostjordanlandes, wie geschaffen zum Reiten.

Nach 1½ stündigem Ritt öffnete sich uns in überraschender Schönheit der erste Blick auf den ṛōr, die Jordanaue, und das gegenüberliegende Westjordanland. Um ihn umfassender genießen zu können, reiten wir eine kleine Anhöhe hinauf. Wir stehen zwar nicht auf dem Nebo der Tradition, aber auf einer ihn überragenden benachbarten Höhe, die uns den gleichen Blick gewährt, wie ihn einst der greise Held und Prophet nach dem Schlußkapitel des Pentateuch gehabt hat. Und in der Tat: ein schönerer, umfassenderer Überblick läßt sich kaum gewinnen. Man übersieht mit einem Blick die durch die klare und dünne Luft des Orients in erstaunliche Nähe gerückten Bergketten des Westens von Hebron bis hinauf nach Galiläa. In das judäische Gebirge eingebettet erkennt man deutlich Betlehem und das weithin sichtbare Wahrzeichen Jerusalems, die spitze Nadel des Russenturms auf dem Ölberg. Vor uns in der Tiefe liegt das Nordende des Toten Meeres, an das sich der durch seine grüngesäumten Ufer kenntliche Jordanlauf anschließt, in den hellblauen Spiegel des Sees noch weithin eine schmutzig-braune Furche ziehend. Für den aufmerksamen Beobachter ist sogar der nach Nordwesten sich abspaltende Gebirgszug des Karmel zu erkennen. Ja, einige besonders Aussichtshungrige wollen im fernen Norden mit dem Glase die schneebedeckten Höhen des Hermon entdecken. Links von unserem Standort senkt sich ein Bergrücken mit zwei hervortretenden Kuppen zum Jordan hinunter. Die uns näher liegende von ihnen ist der neba der Beduinen. Ihm westlich vorgelagert ist der rās es-sijāṛa, der die Ruinen einer alten Moseskirche trägt, offenbar der Nebo der griechischen Tradition.

Nachdem wir lange diese einzigartige Aussicht genossen, bogen wir von der großen Straße, die von mādaba nach Jerusalem führt, ab, um einen Abstecher nach den Mosesquellen, ʿajūn mūsa, zu machen, von wo das gleichnamige, nach Nordwest gerichtete Tal seinen Anfang nimmt. Nach einem Ritt von 20 Minuten sind wir an einem der lieblichsten Punkte unserer Reise, wie sie Palästina ähnlich nicht viele aufzuweisen hat.[1] Die wasserreiche Quelle stürzt in zierlichem Fall eine ca. 15 m hohe, senkrechte Felswand hinab. Von unten gesehen wirkt das Ganze noch stimmungsvoller. Die Felswand ist malerisch vom Grün wilder Feigenbäume eingerahmt. In Manneshöhe vom Boden etwa ist sie zu einer tiefen Tropfsteinhöhle mit mächtigen Stalaktiten aus-

[1] Abbildung 1 auf Tafel 7.



1. Wasserfall von ʿejūn mūsa.

Aufnahme von Ritter von Zepharowich.



2. Hof des Grabheiligtums von en-nebi mūsa.

Aufnahme von E. Baumann.



gehöhlt, von deren Decke zierliche, von glitzernden Wassertropfen perlende Farrenkräuter, unserem Frauenhaar gleichend, herabhängen. Darüber fällt wie ein zarter Schleier in feinem Staubregen der Wasserfall. Fast ein Landschaftsbild nach deutscher Art, das uns an manches romantische Plätzchen im Schwarzwald oder den bayerischen Alpen erinnerte. — Bakschischhungrige Beduinen verfehlten nicht einen Erpressungsversuch zu machen. Der Scheich, ein hübscher, schlanker, brauner Kerl, behauptete, das Gebiet gehöre ihm, und wir hätten ihm eine Abgabe zu entrichten. Wären wir nicht in so stattlicher Zahl gewesen, wir wären vielleicht nicht so glatt fortgekommen. So blieb es bei einem mächtigen Zank und Geschrei, in das unsere arabischen Pferdejungen begeistert einstimmten. — Übrigens erfuhren wir von den Beduinen, daß sie in der Quelle noch heute die Stätte der Begebenheit von 2. Mos. 17 verehren.[1]

Bei unserem weiteren Weg über das Gebiet des alten Beth Peor hatten wir, kurz vor dem Übergang über den Bach von ḥesbān, Gelegenheit, instruktive Beispiele uralter megalithischer Denkmäler zu sehen. Es sind dies kunstlos hergestellte oberirdische Grabkammern aus Natursteinen, wohl aus dem Ende der Steinzeit. Jedenfalls sind sie Tausende von Jahren alt. Gerade die Gegend um den Nebo ist daran besonders reich. Wir fanden auch einen ziemlich großen Steinkreis, der dadurch auffiel, daß sich in seiner Mitte ein mächtiger, ca. 1 m hoher Steinblock erhebt.

Wir reiten weiter über das Gebiet von Beth Peor hinab zur Jordanniederung, die in so greifbarer Nähe vor unseren Augen liegt, daß es kaum glaublich scheint, daß wir noch Stunden brauchen, bis wir unten sind. In der Nähe des Wasserlaufes des wādi ḥesbān, hier muschraʿ ‚aḳwe benannt, machten wir Mittagsrast. Während unser braver Chalil unter einem stachligen Sidrbaum, der wenigstens einigen Schatten zu geben versprach, unser „Tischlein deck dich" rüstete, erklommen wir selbst in wenigen Minuten den Gipfel einer kleinen Anhöhe, um dort befindliche Dolmengräber zu besichtigen und zu vermessen. Es waren Steine von gewaltigen Dimensionen, die man hier vor Tausenden von Jahren zu Grabstätten zusammengetragen. Man müßte schon an ein Riesengeschlecht denken, das hier einst seine letzte Ruhe gefunden, wenn nicht die Annahme von Familiengräbern wahrscheinlicher wäre. Die Längsseiten, aus nur 3 großen Steinen gebildet, maßen bei dem einen ca. 6, bei dem andern ca. 7½ m. Ein einziger Stein hatte allein die stattliche Länge von fast 4 m bei einer Dicke bis zu 70 cm. Die Breite im

[1] So hat man schon in der byzantinischen Zeit getan, wie aus der Erzählung der Pilgerin Sylvia zu sehen. D.

Lichten betrug 1,50—1,80. In der Tat: stimmungsvollere Grabstätten kann man sich kaum denken, auf ragender Bergeshöhe mit dem herrlichen Rundblick in die weite Ferne, zu Füßen die grünen Matten der Steppen Moabs, die zum Jordan abfallen, in der Tiefe der silberglänzende Spiegel des toten Meeres, auf dem die Sonne ruht wie auf flüssigem Silber, gegenüber in bläulichem Dunst die Berge Judas. Es ist ein schöner Gedanke, hier gegenüber Beth Peor das unbekannte Grab eines Moses zu suchen! Doch hatten, wie wir ausdrücklich feststellten, die Beduinen dort gar kein Bewußtsein von der ursprünglichen Bedeutung dieser seltsamen Ruinen. Es waren ihnen Steintrümmer, wie so viele andere auch.

Und nun geht es in der Jordanebene hin. Anfänglich erfreute das frische Gün von bewässerten Feldern unser Herz. Je weiter wir aber kommen, je mehr hören die grünen Auen mit ihren bunten Blumen auf, und wir finden nur noch eine eigenartige Baum- und Strauchlandschaft. Das Jordantal hat, dank seinem Klima, ja schon subtropische Flora. Die dornigen Gesträuche, die bisweilen bis zu Baumeshöhe heranwachsen, überwiegen. Ihre harte Konstitution allein hält den sengenden Strahlen der Sonne im Sommer stand. Aber was war unter diesen seltenen und eigenartigen Bäumen für eine bunte, mannigfaltige Vogelwelt! Das zwitscherte, sang und jubilierte an dem herrlichen Tage durcheinander, daß es eine Lust war. Ich habe mich selten an Vogelgesang in der freien Natur so erfreut.

Je näher wir dem Jordan kamen, je mehr ließ auch der eigentliche Baumwuchs nach. Die Ebene war schließlich nur noch eine mit einzelnstehenden Stauden bewachsene Mergelsteppe. Aber auch sie war nicht ohne ihren Reiz! Mit dem sich neigenden Tag wurde die Beleuchtung eine ungewöhnlich schöne, klare und intensive. Die Struktur der Berge, die im blendenden Morgen- und Mittagslicht verschwimmt, tritt nun immer deutlicher hervor, so daß man jede Schlucht zu erkennen glaubt. Das Braun und Violett der Westhöhen hebt sich haarscharf von dem leichten Gelb des abendlichen Horizontes ab. Bei der ungewöhnlichen Dunstfreiheit der Luft ließ sich sogar der nebi hārūn im fernen Süden scharfumrissen wahrnehmen. An den Berghängen aufsteigender Rauch von Beduinenlagern wirkt wie eine lebendige Staffage zu diesem grandiosen Landschaftsbilde. Zum Schluß noch ein leichter Abstieg über dünenhafte Mergelhügel, und vor uns liegt in dichtes Grün gebettet ein schmales, silbernes Band: der Jordan. Ich war zuerst überrascht, ihn so klein zu finden. Es ist das aber ein trügerischer Eindruck, da die mit einem oft fast undurchdringlichen Dickicht bewachsenen Ufer die Übersicht erschweren.

Dazu kommt der phantastisch gewundene Lauf dieses seltsamen Flusses, der eine Länge von mehr als 300 km über eine Luftlinienentfernung von nur ca. 100 km hat. Das heutige Flußbett ist immer noch durchschnittlich 30 m breit. Tamarisken und Euphratpappeln, dieselben, die Ps. 137,2 an den Wassern von Babel erwähnt werden, säumen die Ufer und lassen nur an wenigen Stellen einen Zugang offen. —

Wir waren erstaunt, als wir noch diesseits des Flusses unsere weißen Zelte durch das Grün schimmern sahen, war dem Troß doch die Weisung gegeben, noch heute den Jordan zu überschreiten und also am jenseitigen Ufer das Lager aufzuschlagen. Bald fand sich aber die Erklärung. Der Jordan war, wie meist nach anhaltendem Regen, weit über seine Ufer getreten, und die hier befindliche Brücke war daher völlig unzugänglich, das Ufer weithin in einen greulichen Morast verwandelt. Bedenkliche Aussichten für morgen! Wir hofften aber, daß sich das Wasser, das schon einige Tage stand, bis dahin verlaufen würde. So schien auch aus dem langbegehrten Jordanbade nichts werden zu sollen. In der Nähe der Brücke wäre es jedenfalls unmöglich gewesen, durch den schmutzigen Sumpf zu kommen. Da ich aber nicht gern darauf verzichten wollte, suchte ich mit einem Kollegen eine andere Stelle, wo die Bäume einen wenn auch kleinen und beschwerlichen Zugang ließen. Wir merkten bald, wie reißend der durch das Hochwasser angeschwollene Strom war. Es wäre ganz aussichtslos gewesen, frei hinauszuschwimmen. Man konnte sich nur an den Ästen der im Wasser stehenden Bäume halten und vorsichtig weitergreifen. Ein Fehlgriff, und man wäre rettungslos fortgerissen worden. Das Wasser selbst hatte eine braune, trübe Farbe und war recht frisch. So schöpfte ich mir denn nicht ohne Gefahr meine Flasche Jordanwasser, die ich in die Heimat mitnehmen wollte. Aber schön und eigenartig war die ganze Szene, vielleicht gerade deshalb, weil eine gewisse Gefahr damit verbunden war. Es war mitlerweile dunkel geworden, und schon stand das leuchtende Gestirn der Nacht im Vollmondsglanz zu unsern Häupten und warf geheimnisvolle Lichter durch das Gezweig der Uferbäume, die sich im brausenden Wasser spiegelten. Die weite Uferlandschaft mit ihren weißen Mergelbergen, getaucht in das intensive Licht des Mondes, von dessen Leuchtkraft wir uns daheim gar keine Vorstellung machen können! Eine solche südliche Nacht in der Steppe gehört wirklich zu den schönsten und seltensten Reiseeindrücken.

Zu all diesem Reiz, den Landschaft und Natur uns boten, gesellte sich aber noch ein anderer, nicht minder eigenartiger. Dicht neben unserm Lager hatten sich mehrere Beduinenclans niedergelassen, die, auch wie

wir zum Grabe Moses pilgernd, durch die Hochflut des Jordans hier schon mehrere Tage festgehalten waren. Zuerst war uns diese unmittelbare Nachbarschaft etwas bedenklich, aber wir hatten hernach keinerlei unangenehme Erfahrungen zu machen. Lautes Singen und Trillern, das überall da erschallt, wo Araber fröhlich beieinander sind, war uns Zeichen ihrer Festfreude. Willig folgten wir schließlich unsern Mukaris, um uns ihre Fantasia mit anzusehen. Welch malerisches Bild! Um einzelne Lagerfeuer hockten kleine Gruppen, meist Frauen mit ihren Kindern, die einen schon im Schlaf, die andern nähend, plaudernd oder essend. Aber das Hauptinteresse aller schien sich auf einen Punkt zu konzentrieren, wo von einer Gruppe, die von einer großen Zuschauerschar umgeben war, ein merkwürdiger Tanz getanzt wurde. Auch wir drängten uns hinzu. Bereitwillig machte man uns Platz, so daß wir alles übersehen konnten. Ein ganz eigentümliches Schauspiel entwickelte sich vor unseren Augen. Eine Reihe von vielleicht 20 Männern stand im Halbkreis, vor ihnen ein Weib mit blinkendem Schwert in der hocherhobenen Rechten. Sie begann auf engstem Raum einen wilden Tanz und wirbelte dabei das Schwert mit einer solchen Vehemenz dicht vor den Gesichtern der Männer durch die Luft, daß es bisweilen unheimlich aussah. Es war trotz allem ein schöner Anblick, die schlangenartigen, aber stets graziös wirkenden Bewegungen der schlanken Gestalt mitanzuschauen, die durch das Spiel des ernsten lang wallenden Gewandes wirkungsvoll unterstützt wurden. Eine Loë Fuller hätte an Geschicklichkeit und Grazie kaum besseres leisten können. Damit auch der unfreiwillige Humor bei der Sache nicht fehle, so hatte die hohe Obrigkeit, in Gestalt unseres berittenen Gendarmen, der uns von Hebron aus zum Schutze für die ganze Reise mitgegeben war, ihr Schwert freiwillig oder unfreiwillig zu der Zeremonie leihen müssen. Jedenfalls machte unser biederer Gendarm gute Miene zum bösen Spiel und schaute, die leere Scheide an seiner Linken, begeistert dem Schauspiel zu. Die Männer begleiteten den Tanz der Frau durch einen eigentümlichen rhythmischen Reigen, indem sie, den Leib hin und her wiegend, von einem Bein auf das andere traten, eine kurze eintönige Tonfolge sangen, bisweilen eigentümliche heisere Schreie ausstießen und dabei nach dem Takte in die Hände klatschten. Feuer und Leidenschaft leuchtete allen aus den Augen.[1] — Über die Bedeutung dieses Tanzes, den man in verschiedenen Variationen bei den Beduinen und auch andern Arabern immer wieder finden kann, bin ich mir nicht völlig klar geworden. Sollte nicht auch

---

[1] S. über diesen Tanz Dalman, Palästinischer Diwan, S. 295 f.

hier, wie bei allem Tanz, wie ich annehmen möchte, ein sexuelles Motiv zu Grunde liegen? Das Begehren der Männer nach dem Weibe und die Selbstverteidigung des Weibes den Männern gegenüber! — Später als sonst suchten wir in dieser herrlichen, milden Nacht unsere Zelte auf, und noch lange tönten die wilden Laute aus dem Beduinenlager in unseren Schlaf. —

Unsere Hoffnung wurde nicht getäuscht. Als wir am nächsten Morgen erwachten, wurde uns gemeldet, daß das Wasser sich in der Tat verlaufen habe und daher unserm Aufbruch nichts im Wege stehe. So saßen wir denn nach unserm letzten gemeinsamen Frühstück im Zelt um $^{1}/_{2}7$ Uhr wieder im Sattel. Das letzte Stück vor der Jordanbrücke mutete an wie ein schöner Park. Breite, glatte Wege führten durch malerisch gruppierte Bosquetts von Tamarisken, Pappeln, Ricinus, Weiden und Schilfrohr. Der Zugang zu der eigenartigen, zum Teil aus rohen Holzkästen zusammengefügten Brücke[1] war noch immer durch einen greulichen Morast, in welchem die Tiere oft bis zu den Knien einsanken, erschwert. Hier vor der Brücke bot sich unsern Augen ein neues, höchst reizvolles Schauspiel. Durch die mehrtägige Überschwemmung, die die Brücke unerreichbar machte, hatte sich der Verkehr auf beiden Seiten mächtig angestaut. Nun wollte nach dem Sinken des Wassers womöglich alles zugleich hinüber. So entwickelte sich denn auf dem sumpfigen Boden, auf dem noch große Wasserlachen standen, ein unbeschreibliches tohu wabohu von Menschen und Tieren. Ein echt orientalisches Bild in dem ganzen Reichtum der Farben und der Fülle bunten Lebens! Ohne großes Geschrei geht es bei den Arabern, zumal bei solcher Gelegenheit, nie ab. Ganze Herden von Eseln, wie ich sie in solcher Anzahl noch niemals beisammen gesehen, werden herüber- und hinübergetrieben. Wie die verschiedenen Besitzer ihre Tiere auseinanderkennen, bleibt mir rätselhaft. Dazwischen Beduinen hoch zu Roß in ihrer malerischen Tracht, auf dem Rücken die lange Flinte. Daneben ruppige, aber unglaublich leistungsfähige Maultiere mit ihren schweren Lasten. Auch gravitätisch einherschreitende Kamele fehlen nicht und scheinen in all diesem Trubel allein die Ruhe zu behalten. Da versinkt ein schwer beladenes Eselchen bis an den Leib im Morast. Der verzweifelte Treiber muß schließlich die Sattelgurte aufschneiden und abladen, um es dann mit viel Mühe und viel Geschrei an den Ohren wieder herauszuziehen. Natürlich sehen beide ganz und gar nicht salonfähig aus. Da hat eine schwarze Mutter mit hochaufgeschürztem Rock, die

[1] Daß die Brücke auf den Karten irrig angesetzt ist, s. Palästinajahrbuch III, S. 13.

Schuhe in der Hand, ernste Mühe, zwei reizende wollköpfige Babys, die in leuchtend rote und gelbe Fähnchen gehüllt sind, ohne Gefahr durch die Menge und den Sumpf zu bringen. Schade, daß man diese tragikomischen Genrebilder nicht alle festhalten kann. So dringen wir nur langsam vor. Endlich sind wir alle glücklich drüben, allerdings nach Hinterlegung des hohen Brückenzolles von 3 Piaster (über 50 Pfennig) pro Mann und Pferd.

Und nun geht es auf dem nächsten Wege nach Jericho. Die Straße dahin ist sehr belebt. Größere und kleinere Karawanen begegnen uns, auch als erstes Zeichen der Kultur nach drei Wochen wieder Wagen mit amerikanischen Touristen. Natürlich fehlen auch die unvermeidlichen russischen Pilger nicht.

Für die Rückkehr nach Jerusalem standen uns von Jericho aus zwei Möglichkeiten offen. Entweder der Weg an der romantischen Gebirgsschlucht des wādi el-ḳelt hin oder der nach Süden ausbiegende, etwas weitere Weg über en-nebi mūsa. Da wir das Glück hatten, gerade in den Tagen des nebi mūsa-Festes hier vorüberzukommen, ließen wir uns die Gelegenheit, eines der größten moslemischen Volksfeste Palästinas mitzuerleben, nicht entgehen. En-nebi mūsa ist ein großer, im 13. Jahrhundert zuerst erwähnter moslemischer Wallfahrtsort,[1] der nach moslemischer Tradition das Grab des Moses umschließen soll, obwohl kein Zweifel ist, daß Moses jenseits des Jordans im Moabiterlande starb und an unbekanntem Orte begraben wurde (5. M. 34, 6). Wahrscheinlich war hier früher einmal ein christliches Kloster. Bei der islamischen Invasion wäre dann der Klosterheilige durch Moses ersetzt worden. Alljährlich in der zweiten Woche vor dem Ostern der Griechen ist dieser Ort das Ziel eines von Jerusalem ausgehenden großen Pilgerzuges. — Die Regierung baut eben jetzt in ihrer bekannten Förderung aller religiösen, panislamitischen Interessen eine neue gute Chaussee, welche von der bisherigen Straße nach Jericho jenseits des chān ḥaṯrūr nach en-nebi mūsa südlich abbiegt und von dort aus Jericho zulenkt. Auf dieser Chaussee ziehen wir durch den ṛōr nach Süden. Sie ist von trostloser Monotonie und völliger Schattenlosigkeit, die in dem glühenden Sonnenbrand doppelt fühlbar wird. Es wird erst etwas reizvoller, als wir die eigentliche Ebene hinter uns haben und ins Gebirge eintreten. Interessante Wegebauszenen, wobei besonders viel Frauen beschäftigt

[1] Sultan Beibars baute die Kuppel über das damals offenbar seit langem verehrte Grab im Jahre 1269. Die Araber erzählen jetzt, Moses sei ursprünglich mit Aaron bei Petra begraben gewesen, aber dann nach Palästina versetzt worden. D.

sind, fesseln unsern Blick. Welch mühselige Arbeit, wie hier nur mit primitiven Werkzeugen dem Felsen die Straße abgewonnen wird! Nach etwa einstündigem Ritt biegen wir links ab, um auf Saumpfaden über welliges Hügelland hin nach nebi mūsa zu kommen. Bald künden Steinhäufchen zu beiden Seiten des Weges das Heiligtum an. Fromme Moslems pflegen nämlich da, wo sie aus der Ferne ein solches Heiligtum sehen können, ein Steinhäufchen zu errichten, zum Zeugnis, daß sie an dieser Stätte die erste Sure des Korans rezitiert haben. So tauchen bald zwischen kahlen Hügeln die weißen Kuppen von nebi mūsa auf. Und da unten in der Ebene, die den heiligen Gebäudekomplex umgibt, ist alles schwarz von Menschen. Erst beim näheren Herankommen werden die einzelnen Gruppen und Bilder erkennbar. Und nun entrollt sich vor unsern Augen ein Schauspiel, so bunt, so reizvoll, so mannigfaltig, so recht orientalisch, daß es von den meisten von uns mit Recht als ein Höhepunkt unserer Reise empfunden wurde. Ich habe über zwei Jahre in Konstantinopel gelebt und hatte reiche Gelegenheit, türkische Volksfeste, besonders im Ramadanmonat,[1] zu studieren. Aber das hier Geschaute stellte an Echtheit des orientalischen Charakters und an lebendiger Bewegung alles Gesehene in den Schatten. Man glaubte sich in ein mittelalterliches Kriegslager versetzt. Anderseits war es wie eine große lehrreiche Illustration zu den biblischen Schilderungen jüdischer Feste. Tausende von Menschen füllten den weiten Plan. An den Abhängen der Hügel waren zahlreiche Zelte aufgestellt, in denen ein Teil des Volkes während dieser Tage schlief und lebte. Andere Bevorzugtere waren in dem ausgedehnten Hofbau des Heiligtums untergebracht. Neben den Zelten waren die Tiere angepflockt, Kamele, Pferde, Maultiere, Esel — in reicher Zahl. Rings herum auf dem grünen Rasen malerische Gruppen, plaudernd, ruhend, rauchend, schmausend. Selbst auf den Dächern und Kuppeln des ausgedehnten Gebäudes lagen sie zu Hunderten und hatten es sich so bequem wie möglich gemacht. Hier und da waren seidene Fahnen und andere merkwürdige Abzeichen, bestickt mit bunten Koransprüchen in den phantastischen arabischen Schriftzeichen, zusammengestellt. Und nun das Ganze in stets wechselnder Bewegung! Immer neue Pilgerzüge kommen von den verschiedenen Zugangsstraßen her. Wir stoßen gerade auf einen Beduinenstamm aus der Gegend von Bethlehem. In geordnetem Zuge, vielleicht im ganzen an 200 Menschen, kommen sie angezogen, die Männer voran, hinten die Weiber mit den Kindern. Drei Vorreiter stürmen vor ihnen her und zeigen ihre verblüffende Reit-

[1] Vgl. des Verfassers Aufsatz „Türkisches Ramasanleben“ in Velhagen und Klasings Monatsheften, April 1906.

kunst. Ein herrlicher Anblick! Die schlanken braunen Gestalten in ihrer malerischen Tracht, auf dem Kopfe das weit im Winde wehende Tuch, in der Linken eine lange Pistole, aus der sie blinde Schüsse feuern, in der hoch erhobenen Rechten ein blitzendes Schwert, dessen blanker Stahl in der Sonne funkelt, anscheinend das edle arabische Roß nur mit Schenkeldruck leitend! Mann und Pferd wie zusammengewachsen! So kreisen sie in sausender Karriere um den Zug herum. Welche Aufmerksamkeit muß in dem Menschengedränge rings herum dazu gehören, um das Pferd im richtigen Moment vor Hindernissen zu parieren! Die ersten Reihen des Zuges wurden von Tänzern eingenommen, die einen ähnlichen Tanz, wie den gestern vor der Jordanbrücke gesehenen und oben beschriebenen, aufführten, nur mit dem Unterschied, daß hier die Stelle des Weibes von einem riesenhaften Schwarzen eingenommen wurde, der einen besonders fanatischen Eindruck machte, und daß sich das Ganze in langsamem Marsch vollzog. Ich wurde lebhaft an die Produktionen der heulenden Derwische erinnert, wie ich sie in Skutari zu beobachten Gelegenheit gehabt. Auch hier war ja der Hintergrund des Ganzen ein religiöser. Den Leuten lief infolge der anstrengenden gymnastischen Übung, die sie zu machen hatten, der Schweiß in Strömen von den Gesichtern. Die Glut der Mittagssonne — wir waren kurz nach 11 Uhr auf dem Festplatze eingetroffen — tat ein übriges. Heiser und röchelnd kam schließlich der in aller Eintönigkeit wilde Gesang von den Lippen. Später kamen noch ähnliche Züge der Dörfler von dēr dīwān und ʿanāta. Nur fehlten hier die Reiter der Beduinen.

Ein mächtiger Hunger und Durst machte sich bei uns allmählich immer dringender fühlbar. Und so traten wir denn in eins der vor dem Heiligtum errichteten provisorischen Zelte ein, wo ein Kaffeewirt Kaffee, Tee und Limonade verabreichte, um hier uns wie immer das von unserem treuen Chalil mitgenommene Frühstück servieren zu lassen. Von hier aus hatten wir die beste Gelegenheit, das bunte, zwanglose Volkstreiben zu beobachten. Welche Fülle von verschiedenen Trachten! Hat doch fast jedes Dorf im heiligen Lande wieder seine Besonderheit. Wie viel gesunder Farbensinn! Welch reizvolle Kontraste! Und wie das wirkt in der sonnenüberglühten Landschaft auf dem Grün der Matten, dem Braun der Sandplätze und dem Weiß der Kalksteinhalden! Wie arm kommen wir kalte Nordländer uns da vor mit unseren eintönigen Modegewändern! Männer, Frauen und Kinder, alle im festlichen Schmuck! Leuchtendes Rot, saftiges Grün, goldiges Gelb, blendendes Weiß wetteifern miteinander. Aber auch die dunklen Farben fehlen nicht, um dem Ganzen den rechten Hintergrund zu geben. — Da

kommen Beduinen, in schneeweißes Linnen gehüllt, das sich wirkungsvoll von der braunen Haut und dem pechschwarzen Haar abhebt. Da sind ärmliche Fellachen, die nur ein gegürtetes Hemde anhaben, darüber den gestreiften Mantel, die vielseitig verwendete ʿabāje, an den Füßen primitive Schuhe. Daneben ehrwürdige Patriarchengestalten mit wallendem Bart, auf dem Haupt einen grünen oder weißen Turban, in lange kaftanartige Gewänder gekleidet. Bei den Männern überwiegt als Kopfbedeckung das wallende Tuch, auf dem Haupte durch eine dicke, mehrfach gewundene, aus Wolle oder Kamelshaar gefertigte Schnur festgehalten. Man kann es in allen Farben sehen vom leuchtenden Weiß bis zum dunklen Schwarz. Aber auch Städter aus Jerusalem fehlen nicht, nur noch am roten Fez oder Tarbusch als Orientalen kenntlich, die sich sonst leider der heimischen Sitte entwöhnt haben, und nun — manchmal recht komisch wirkend — womöglich mit Lackstiefeln, hohen Kragen und bunten Kravatten herumparadieren. — Und nun erst die Frauen! Wie kommen die oft herrlich gewachsenen, durch keine europäischen Modetorheiten in der Entwicklung gehemmten Gestalten zur Geltung in den langwallenden, bunten Gewändern! Freunde der modernen Reformbewegung für Frauenkleidung hätten hier Muster sammeln können. Die Dörflerinnen aus der Umgebung von Jerusalem haben oft wundervolle, manchmal fast vollständig seidengestickte oder wenigstens mit reich gestickten Besätzen geschmückte Gewänder aus weißem, blauem, aber auch rotem Stoff. Die Bethlehemitinnen mit ihrem eigenartig arischen Gesichtstypus fallen durch besonders reich und geschmackvoll gestickte Bruststücke auf und die merkwürdige, an einen mittelalterlichen Typ erinnernde hohe Kopfbedeckung mit wallendem weißen Rückenschleier. Alle haben sie als Halsschmuck eine dicke silberne Kette, die gewöhnlich einen blanken Maria-Theresien-Taler trägt. Der gewöhnliche, sehr kleidsame Kopfschmuck der Dörflerinnen ist eine Art Diadem, das aus lauter aufrechtstehenden, aneinandergereihten Silbermünzen besteht. Etwas ernst und düster ist die Tracht der Beduinenweiber. Sie besteht aus einem faltenreichen, dunkelblauen, oft fast schwarzen Kleide, das mit Indigo gefärbt wird. Auf dem Kopf tragen sie eine gleichfarbige Stirnbinde, die in langem, schleierartigem Tuch nach hinten ausläuft. Alle diese Frauen gehen ohne Scheu unverschleiert. Im Gegensatz zu ihnen fallen die unschön vermummten moslemischen Städterinnen unangenehm auf, die in ihrer sackartigen Gewandung, die fast immer aus farbigen Seidenstoffen besteht, ein buntes, undurchsichtiges Tuch vor dem Gesicht, wie wandelnde Mumien einherschreiten.

Nachdem wir uns neu gestärkt hatten, drangen wir auch in den großen Hof des Heiligtums, wo das bunte Volks- und Jahrmarktstreiben

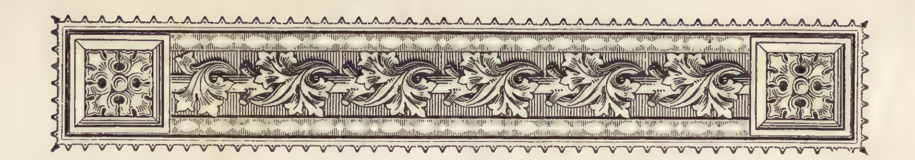
seinen Höhepunkt erreichte und sich am meisten konzentrierte.[1] Man glaubte sich in die Gassen eines Basars versetzt. In der Mitte des geräumigen Hofes steht eine kleine Moschee mit Minaret, die das angebliche Grabheiligtum enthalten soll, in das einzudringen wir natürlich keinen Versuch machten. Rings herum Gebäude, zur Aufnahme von Pilgern oder wirtschaftlichen Zwecken dienend, große Volksküchen — jeder Pilger erhält auf Wunsch aus frommen Stiftungen freie Beköstigung — Waschräume 2c. An den Hofwänden sind überall Buden und Zelte aufgeschlagen, wo hauptsächlich Lebensmittel und die von allen Orientalen so sehr geliebten Süßigkeiten verkauft werden. Dazwischen drängt sich das Volk Kopf an Kopf. Auch fliegende Verkäufer eilen durch die Menge und präsentieren mit lauter Stimme ihre Herrlichkeiten. Mir ist noch ein Verkäufer von Zuckerstangen in Erinnerung, der uns lustig sein Zeug anbot: „Süßes, Süßes von nebi mūsa! Dein Großvater hat so etwas nicht gegessen!" — Auf einem etwas freieren Platze hatten junge Burschen einen Kreis gebildet. In ihrer Mitte blies einer auf der Hirtenflöte aus Rohr eine der eigenartigen arabischen Weisen. Die andern tanzten, wie große Kinder, händeklatschend um ihn herum. Die Galerien und Treppen waren dicht mit schauenden Frauen und Kindern besetzt. Wie im Kaleidoskop wechselten die farbenprächtigen Bilder. Das Ganze war ein Ausdruck harmlosester und wenig anspruchsvoller Festfreude. Wie weit religiöse Motive beim einzelnen bewußt durchklangen, entzieht sich natürlich der Beurteilung, zumal wir etwaigen Andachtsübungen in der Moschee nicht beiwohnten. Ausbrüche der Roheit, wie sie auf unsern Volksfesten unausbleiblich sind, findet man im moslemischen Orient bei ähnlichen Gelegenheiten nicht. Es ist gewiß die segensreiche Folge davon, daß dort das Volk ohne Alkohol und ohne Dirnen fröhlich sein kann. Religiöser Fanatismus, von dem übrigens mehr als nötig die Rede ist, kann wohl mitunter durchbrechen, wir hatten davon nichts zu erfahren und waren doch neben Tausenden von Moslems die tatsächlich einzigen europäischen Christen, die einzigen mit europäischer Kopfbedeckung. Die Europäer sehen sich sonst wohl den Aus- und Einzug der Festkarawane vor den Toren Jerusalems mit an, wagen aber selten, die Feststätte selbst zu besuchen. Bekannte in Jerusalem waren hernach über unsern Mut baß verwundert.

Von 11 bis 1/2 2 Uhr waren wir auf dem Festplatz gewesen. Dann mußten wir an den Rückweg denken, wenn wir noch bei Tage Jerusalem erreichen wollten. Von der ersten Wegebiegung werfen wir noch einen letzten Blick auf das kuppelgekrönte Heiligtum von nebi mūsa mit den

[1] Abbildung 2 auf Tafel 7.

vielen Zelten rings herum und den schwarzen Menschenmassen. Dann entschwindet es unseren Augen. Aber unzählige kleine Pilgerkarawanen treffen wir noch unterwegs. Keine der Straßen, die wir gezogen, war je so belebt. So ähnlich werden einst die Juden hinaufgezogen sein zu den großen Festen nach Jerusalem. Wie leicht konnte bei solchem Trubel, wie in der Geschichte des zwölfjährigen Jesus, ein Kind seinen Eltern abhanden kommen! Da kommt eine junge Mutter auf dem Esel, den Säugling an der Brust. Daneben schreitet, fürsorglich für das Wohl der Seinen bedacht, der Mann. Das Ganze wie ein Bild zur Fluchtgeschichte! Da naht ein Maultier mit einer sonderbaren Last. Zu beiden Seiten des Sattels hängen in der Mitte verbundene Gestelle. Es sieht fast aus wie zwei umgekehrte Tische, die mit den Beinen in die Luft ragen. Darin sitzen, das Gewicht genau auf beide Seiten verteilt, tief verschleierte türkische Frauen mit ihren Kindern. So kann mit Leichtigkeit eine ganze Familie transportiert werden. Darüber als Sonnenschutz ein Baldachin von Segeltuch. Da springen leichtfüßige Burschen über die steilen, steinigen Abhänge hinab, lustig ihr Lied trällernd. Und so gab es noch viele reizvolle Genrebilder. Wir konnten uns nicht enthalten, als solche, die hinaufzogen in die Höhe zur heiligen Stadt, denen, die zum Mosesgrabe hinunterzogen, auch unser Lied entgegenzusingen: „Jerusalem, du hochgebaute Stadt, wollt Gott, ich wär in dir!“ und das andere Pilgerlied: „Laßt mich gehn, laßt mich gehn, daß ich Jesum möge sehn!“ —





Durch das Ostjordanland.

Von Professor Dr. Hugo Greßmann in Berlin.

A. Am Fuß des Hermon.

Es war zu bāniās am 12. April 1907. Wir ruhten an einem Felsabhang. Wunderbar gefärbte, sammetschwarze Aronsstäbe blühten um uns herum. Zu unseren Füßen lag die Stadt im grünen Kranze. Der Horizont war von kahlen, bläulich schimmernden Bergen begrenzt. Über uns wölbte sich der ewig-heitere Himmel Palästinas, und die Sonne brannte auf uns hernieder. Die Sonne! Ein Nordländer weiß gar nicht, was Sonne ist. Wenn ich an die Sonne des Orients zurückdenke, dann überkommt mich ein heißes Gefühl der Sehnsucht. Die blaue, tiefblaue Glut des Himmels und die helle, blendend helle Pracht des Erdbodens sind allein schon von unsagbarer Schönheit.

Wo der Jordan aus dem Kalkstein des Schloßberges hervorquillt, nicht schmal und dürftig wie ein armseliges Bächlein, sondern breit und voll wie ein richtiger Fluß, wo das krystallklare Wasser, in dem sich Pappeln und Ahorn spiegeln, in mächtigen Adern entspringt und lustig wie ein munterer Bursche über das Kieselgeröll hinabhüpft, um sich alsbald in dichtem Gebüsch zu verstecken, da befindet sich in unmittelbarer Nähe eine Höhle, in der nichts als ein schmutziger Tümpel zu sehen ist. Aber geheimnisvolle Schauer umweben uns an dieser Stätte, wo man den verborgenen Ursprung des Wassers suchte. Hier ist heiliger Boden: hier verehrten die Kanaaniter den Baʿal, die Israeliten den Jahve, die Hellenisten den Pan, die Araber den Allah. Der Name der Quellgottheit änderte sich mit den Zeiten und Völkern, aber die Gottheit selbst blieb, weil sie fort und fort Fruchtbarkeit und Gedeihen für Bäume, Tiere und Menschen brachte. Die Spuren des kanaanitisch-

israelitischen Heiligtums sind verschwunden. Doch legen vier kleine muschelförmige Nischen über der halbzerstörten Grotte und eine Inschrift „Priester des Pan" noch beredtes Zeugnis von der hellenistischen Bedeutung des Ortes ab: In diesen Nischen waren zur römischen Zeit Bilder des Pan und der Echo aufgestellt. Sie gehörten zum Tempel des Pan, nach dem die Stadt ihren damaligen Namen Pāneās führte und heute noch bāniās heißt. Jetzt ist Allah Alleinherrscher, und ihm zu Ehren thront über der Höhle, auf einem Abhang des Berges, das schneeweiße Weli des schēich ḥaḍr, des moslimischen Ritters Georg.

Wir gingen an den Trümmern der Stadtburg vorüber, deren mittelalterlich-arabische Ecktürme zum Teil noch erhalten sind, vielleicht an derselben Stelle, wo einst eine hellenistische Festung gestanden hat. Denn wir erinnerten uns, daß zur Zeit Christi der Tetrarch Philippus, der Sohn des großen Herodes, hier residiert, das Dorf zu einer blühenden Stadt gemacht und ihr zu Ehren des Augustus den Namen Cäsarea verliehen habe, den man meist zum Unterschiede von den vielen gleichlautenden Ortschaften erweiterte entweder zu Cäsarea Philippi, wie es uns aus den Evangelien geläufig ist, oder zu Cäsarea Pāneās. Eine arabische Inschrift, die wir auf einem Stein am Wege fanden, ließen wir unkopiert und bereuten es erst, als es zu spät war, in bēirūt.

Bāniās, das lieblichste Landschaftsbild Palästinas, wenn auch nicht das schönste — so lebt es in unserer Erinnerung weiter. Und warum so lieblich? Weil es hier Wasser und Bäume die Hülle und Fülle gab. Schon diese nackte Tatsache ist ein Ereignis, das in dem Gemüt jedes Palästinensers Frohlocken und Entzücken hervorruft. Man kann es kaum übertreiben: wo Wasser und Bäume sind, da ist für ihn der Himmel auf Erden, da ist das Paradies, da schwelgt sein Herz in Seligkeit. Damaskus zu sehen und dann zu sterben, das ist die Sehnsucht des Orientalen. Diese Stadt wird von den arabischen Dichtern gepriesen und ihre Umgebung als der „Garten Gottes" gefeiert, weil dort Wasser und Bäume im Überfluß vorhanden sind. Ein Europäer ist arg enttäuscht. Man muß aus der Wüste oder wenigstens aus Palästina kommen, um das Lob der Gegend zu verstehen.

Köstlich war der Anblick von bāniās. Zuerst tauchte zwischen uralten, zerfetzten Ölbäumen hindurch das einsam auf stolzer Höhe thronende Nimrodschloß der Kreuzfahrer auf. Allmählich näherten wir uns der Stadt, die rings von einem Laubwald umsäumt war; zwischendurch lugten und schimmerten einzelne freundlich-weiße Häuser. Unsere Zelte waren im Schatten der Ölbäume aufgeschlagen, deren mattgraue,

staubfarbene Blätter wunderlich abstachen von dem zarten Grün, in dem die weitere Umgebung wie im deutschen Frühlingskleide prangte. Neben uns rauschte der Jordan, unsichtbar, weil von dichtem Buschwerk umrahmt, über das die schlanken, hochstrebigen, weißstämmigen Pappeln ähnlich den Birken unserer Heimat hinausragten und dem Bilde Leben und Farbe verliehen. Hier waren wieder, was wir so lange schmerzlich vermißt hatten, mildere Abstufungen und Abtönungen zwischen dem grellen Licht und dem ebenso grellen Schatten. Liebliche Anmut verklärte die Landschaft.

Die Nacht hatte sich herabgesenkt. Von fernher klang eintönige Tanzmelodie, unterbrochen von Flintenschüssen und Jauchzern. Da Hochzeit gefeiert wurde, so machten wir uns auf den Weg, um an dem Volksfest teilzunehmen. Wir wurden, wie immer, freundlich empfangen und jedermann beeilte sich, uns ehrerbietig den besten Platz anzuweisen. Die Feier fand unter freiem Himmel statt, und ein mächtiger Holzstoß beleuchtete mit seinem flackernden Licht Tänzer und Zuschauer. Es tanzten nur junge Burschen, von denen sich einzelne als Mädchen verkleidet hatten. Sie hatten sich bei der Hand gefaßt und bewegten sich im Stampfreigen (debke). Unaufhörlich drehte sich die Kette im Kreise herum, von dem Vortänzer dirigiert und von der Doppelflöte begleitet. Während die Flötenbläser wechselten, schied aus der Reihe der Tänzer nur selten jemand aus, dessen Stelle sofort durch einen anderen ersetzt wurde. Die meisten harrten aus den ganzen Tanz hindurch, der eine Stunde oder länger währte. Man sollte meinen, daß ihnen das langweilig geworden wäre, aber im Gegenteil: je länger es dauerte, desto begeisterter wurden sie. Immer schneller und wilder wurden die Bewegungen, die übrigens nicht nur mit den Füßen, sondern mit dem ganzen Körper ausgeführt wurden. Die Leute tanzten so „zierlich“, wie es bei uns auf dem Lande die Bauernburschen zu tun pflegen, und mit einer Leidenschaft, die kein Ende zu finden schien. Endlich brachen sie auf unsern Wunsch ab und stellten sich einander zum Klatschreigen gegenüber (saḥdsche), der im einzelnen schwer zu beschreiben ist, der sich aber durch das Klatschen in die Hände charakteristisch von dem anderen Tanze unterscheidet, bei dem es besonders auf das Stampfen mit den Füßen ankommt. Obendrein gab man uns einen hauranischen Tanz zum besten (ḥaurānīje, dschōfīje), kehrte jedoch bald mit großem Enthusiasmus zu dem hier am meisten beliebten Stampfreigen zurück. Andere vergnügten sich unterdessen damit, einen schweren Stein, an dem ein Griff angebracht war, mit gestrecktem Arm in die Höhe zu heben und ihre Athletenkunststücke zu zeigen (vgl. Sach. 12,3).

Wir Europäer konnten es hierin natürlich nicht mit ihnen aufnehmen. Beim trüben Schein einer Laterne tappten wir durch die finstere Nacht zu den Zelten zurück und sanken bald, von den Eindrücken des Tages reich befriedigt, müde in den Schlaf.

Im Morgengrauen, wie gewöhnlich, standen wir auf, ließen bald das alte Gemäuer der Stadt hinter uns und ritten in Schlangenlinien den steilen Schloßberg hinauf. Ein Schatten und Kühlung spendender Hain fruchtreicher Oliven erstreckt sich bis unmittelbar an den Fuß des Berges. Wir saßen ab und kletterten über die hinabgestürzten Steinblöcke in den Hof. Das Kreuzfahrerschloß aus dem zwölften Jahrhundert, im Volksmund die Nimrodburg, in der Literatur ḳalʿat eṣ-ṣubēbe genannt, ist durch eine Senkung des Berggipfels in zwei Teile getrennt. Eine Reihe von Inschriften findet sich überall zerstreut und harrt der sachgemäßen Bearbeitung. Für die Mächtigkeit der Anlage sind die gewaltigen Zisternen bezeichnend, die man in großer Zahl in den Felsen gehauen hat. Ein Bild Nimrods selbst, von dem unser arabischer Führer fabelte, suchten wir vergeblich, trotzdem wir über Stock und Stein, auf die Türme und in die Keller sprangen und alles eingehend besichtigten.

Das Schönste war doch der Blick von dort oben. Neben uns grüßte der Schneegipfel des Hermon herüber, weiter nach Norden winkten die ebenfalls schneebedeckten Berge des südlichen Libanon, nach Süden dehnte sich die ḥūle-Niederung, von den Bergen Obergaliläas und dschōlāns eingerahmt. Um diese ganze Ebene hatten wir im Bogen herumziehen müssen, weil sie wegen der Sümpfe fast unpassierbar ist. Einige Hütten sind freilich da, mitten unter ihnen das stattliche Haus des emīrs der Beduinen im westlichen midrādsch, dessen Frau einst den deutschen Kaiser zu bēirut in seidenen Kleidern empfing, ein Zeichen, daß es diesen Beduinen nicht allzu schlecht geht, wenn auch die kleinen, durch Pappelbäume markierten Siedlungen armselig und dürftig erscheinen. Der Blick reicht noch über den ḥule-See hinaus bis nach ṣafed und zum See von Tiberias. Ungefähr gerade gegenüber am westlichen Rand der ḥūle-Ebene liegt hunīn, ebenfalls mit der Ruine eines Kreuzfahrerschlosses gekrönt. Im Nordwesten sahen wir das auf steilem Fels am nahr el-līṭāni gebaute Frankenschloß ḳalʿat schaḳīf. So bezeichnen diese Burgen den Weg, den die Kreuzfahrer nahmen, wenn sie von Tyrus oder von Sidon her kamen und ins Ostjordanland wollten. Weiter nach Süden deuten die Burgen von el-kerak und el-wuʿaira bei Petra den Siegeslauf der Franken an fast bis zum Roten Meere hin.

B. Durch den Dscholan.

Nur mit Mühe rissen wir uns von dem imposanten Schloß und dem prächtigen Fernblick los. Unser Weg führte durch den Eichenhain des schēch oṯmān zum nahr es-saʿār, der sich bei bāniās, da, wo man unser Zeltlager aufgeschlagen hatte, mit dem abū frēch[1] vereinigte. Nachdem wir ihn überschritten und das durch die Bauart seiner Häuser auffallende Dorf ʿēn ḳinje rechts hatten liegen lassen, näherten wir uns der birket rān, im Altertum der See Phiala genannt. Dieser birnenförmige Kratersee, dessen Wasser gesundheitsschädlich sein soll, ist rings von hohen Felswänden umgeben. Im Hintergrunde bildet die grandiose, schneebedeckte Masse des weißhaarigen dschebel esch-schēch, des Hermon, eine würdige Folie zu dem einzigartigen See. Leider hatten wir keine Zeit, den „Alten der Tage" zu besteigen, obwohl er uns hier so nahe gerückt war wie nie zuvor. Seit den ältesten Zeiten wurde er von den Kanaanitern als heiliger Berg verehrt, wie der Name des Gottes „Baʿal Hermon" beweist. In der Zeit des Eusebius und Hieronymus stand auf seinem Gipfel ein Tempel, dessen Spuren sich noch jetzt dort finden. Es ist begreiflich, daß man diesen Berg, dessen Spitze in den Himmel hineinzureichen scheint, als Wohnstätte einer himmlischen Gottheit dachte, so gut wie die Himmelsgötter der Griechen auf dem schneeigen Olympus thronten.

Der Hermon wird im Alten Testament als die nördlichste Gegend Basans genannt, das vermutlich die beiden heutigen Landschaften dschōlān und ḥaurān umfaßte. Wir blieben zunächst im dschōlān (Golan, Gaulanitis), der im Norden durch den Libanon und Hermon, im Westen durch die Jordanebene und den See von Tiberias, im Süden und Südosten durch den Jarmuk und nahr er-ruḳḳād begrenzt wird, während der Nordosten unmerklich in den ḥaurān übergeht. Der dschōlān ist ein völlig ebenes Hochplateau, dessen durchschnittliche Höhe etwa 700 m beträgt. Nur einzelne erloschene Vulkankegel ragen über die Ebene hinaus und unterbrechen wenigstens etwas die monotone Einförmigkeit. Da sie die charakteristische Form der Ruinenhügel haben, mit ihrem scharfkantigen, terrassenartigen Profil, so nennt der Araber diese Krater tell, obwohl sie niemals Reste alter Anlagen decken. So begegnen uns der tell el-aḥmar, der dreigipflige tell abu en-neda, der tell abu 'l-chanzīr, der tell abu jūsif. Gewaltige Basaltsteine und bröcklige Lavamassen sind über das ganze Hochland gesät, erschweren den Verkehr und hemmen den Ackerbau, wenn auch

[1] Über diesen Namen des nahr bāniās s. Palästinajahrbuch 1906, S. 10.

der vulkanische Boden äußerst fruchtbar ist und herrliche Weiden bietet, die öfter von dem uns wohlbekannten Ehrenpreis (Veronika) wie mit einem blauen Blumenteppich belegt aussahen. Der Ackerbau beschränkt sich auf die wenigen steinfreien Stellen, besonders in den Kesseln der Krater. Kleine Eichenbestände und dichtes Gestrüpp erinnern daran, daß diese Landschaft einst den Namen tulūl el-hisch „Waldhöhen" trug und daß Basan bei den Israeliten um seiner Eichen willen berühmt war. Ständige Quellen bewässern das Gebiet, das bei intensiver, rationeller Bearbeitung recht wohl eine viel größere Menschenzahl ernähren könnte, als es heute der Fall ist.

Die türkische Regierung hat hier überall Tscherkessen angesiedelt, deren Hauptstadt el-ḳunēṭra mit ihren freundlichen Häusern und sauberen Straßen einen unangenehm europäischen Eindruck macht. Der solide und massive Anblick, den die Häuser des ganzen dschōlān gewähren und der auffällig absticht von der Bauart anderer Gegenden, beruht vor allem darauf, daß hier überall Basalt als Baumaterial verwandt ist. Aus Basalt bestehen die Häuser, die Zäune, das Straßenpflaster, die Wachttürme, die Windmühlen, zu deren niedrigem und kompaktem Turme die langen, dünnen Flügel einen komisch-grotesken Gegensatz bilden. Während die Araber neugierig und unbefangen wie die Kinder in den Bezirk unserer Lagerstätte hineinzukommen pflegten, hielten sich die Tscherkessen scheu und verschlossen zurück. Nur eine tscherkessische Katze war des Nachts kühn genug, in das „Feldherrnzelt" einzudringen und respektswidrig auf das Bett unseres „schēch" zu springen. Ehrbarer benahm sich der Regierungsbeamte, der türkische ḳāimmaḳām, der uns unsere Pässe überhaupt nicht abforderte, obwohl er dazu verpflichtet war, in diametralem Gegensatz zu seinen westjordanischen Kollegen, die öfter unsere Pässe verlangten, obwohl sie kein Recht dazu hatten. Wer mit einem Dragoman reist, hat obendrein das Vergnügen, für die rechtswidrige Visitation der Pässe eine nicht unbeträchtliche Gebühr zu zahlen.

Trotz des von vielen Wasserrinnen durchfeuchteten Bodens, auf dem unsere Zelte standen, und trotz der Warnung Bädekers, nicht im Freien zu übernachten, schliefen wir vorzüglich und begaben uns neugestärkt an unser Tagewerk, das langweiligste der ganzen Reise. Es war schlechterdings nichts zu sehen als ein paar armselige Tscherkessendörfer, zwischen denen wir, wenn auch mit Mühe, den Weg fanden. Denn die vielen Basaltblöcke, die überall umherlagen, machten den Pfad so unkenntlich, daß wir öfters von ihm abirrten und ihn nur durch vieles Fragen wieder entdeckten. Und dabei ist der südliche dschōlān

noch nicht einmal so steinreich wie der nördliche; er wird darum auch mehr bebaut als jener. In Ermangelung sonstiger Altertümer warfen wir uns auf das Studium der Pflüge, untersuchten und photographierten sie mit einer Liebe und Inbrunst, als seien wir extra um ihretwegen nach Palästina gekommen. Wir konstatierten, wie die Pflugschar beschaffen war, wie das Joch auf dem Nacken der Stiere lag, wie die Riemen befestigt wurden, wie der Ochsenstachel aussah und ähnliche Finessen, die zwar nützlich zu wissen, aber wenig angenehm zu lesen sind. Der Tscherkessenbursche stand daneben und lachte uns mit seinen weißen Perlzähnen an, als wundere er sich über unseren Feuereifer!

Eine kleine Abwechslung in dem öden Einerlei der grauen Basaltblöcke gewährte der Fernblick auf die obergaliläischen Berge. Die Landschaft wurde allmählich etwas hügeliger, auch Wasser begegnete uns häufiger als zuvor, bis wir bei el-fardsch unsere Mittagsstation erreichten. Hatten wir unterwegs Menschen getroffen, wo wir keine erwarteten — wir passierten eine große Reihe von Zelten, in denen türkische Soldaten faullenzten und sich doch nicht zu langweilen schienen — so fehlten hier die Menschen, obwohl wir sie erwarteten. Denn das Dorf, das vor uns lag, war vollständig ausgestorben. Hatte ein Zauberer die Stadt verwünscht und die Einwohner in Katzen verwandelt, die sich hier zahlreich umhertrieben? Oder hatte die Cholera hier gewütet, so daß die Leute vor Angst ihre Häuser im Stich gelassen hatten und irgendwohin geflohen waren? Oder waren sie von den Soldaten verscheucht oder ermordet? Am wenigsten leuchtete uns die wohl richtige Vermutung ein, daß dies Dorf nur zur Zeit der Ernte bewohnt würde. Da es am Teich unerträglich heiß war, so suchten wir uns ein schattiges Plätzchen. Es war wirklich ein „Plätzchen" im Schatten eines Hauses zu finden, an dessen Außenwand — denn hineinzugehen getrauten wir uns nicht, weil es nicht recht geheuer schien — wir uns neben einander lagerten und länger als gewöhnlich der Mittagsruhe pflegten. Denn es galt nur noch einen kurzen Ritt zu bewältigen.

Unsere Zelte, die wir mit der Karawane hier trafen, hatten wir weiter geschickt nach tell dschōchadār. Auf dem Wege dorthin begegnete uns als einzige Sehenswürdigkeit ein tscherkessischer Karren, dessen Räder nicht wie bei unseren Wagen aus einem Kranz mit Speichen, sondern aus einem einzigen kreisrunden Brett bestanden. Das Lager war hinter dem „tell" aufgeschlagen, dessen Gipfel mit einem Dorfe geschmückt war. Die Kultur, die dort oben vorhanden sein mochte, reizte uns nicht zum Aufstieg. Wir zogen es vor, unten zu bleiben und der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Aber zunächst kam nichts.

Die Einwohner hielten sich fern und wir konnten in Muße unsern Nachmittagskaffee oder richtiger five o'clock tea trinken und uns ungestört in dem weiten Gelände ergehen. Das erste, was uns erreichte, war eine Warnung vor Dieben. Nun waren wir im allgemeinen sehr sorglos, und man darf es im Orient zuweilen mehr sein als in Deutschland. Das klingt überraschend, erklärt sich aber aus den Verhältnissen. Wenn man bei einem Dorfe übernachtet, mietet man sich ein oder zwei Burschen, die das Lager die Nacht hindurch bewachen müssen und zum Lohn dafür je eine halbe Medschidi (Taler) erhalten — eine ganz erkleckliche Summe für einen armen Bauern, der nur wenig Gelegenheit hat, einen Pfennig Geld zu verdienen! In diesem Falle wird selten etwas passieren; denn das ganze Dorf ist mit den beiden Wächtern solidarisch und haftet mit seiner Ehre für die Sicherheit der Schutzbefohlenen. Leider war es hier unmöglich, einen Dorfbewohner als Polizisten zu gewinnen. So waren wir auf uns allein angewiesen.

Unter unsern Arabern nun herrschte eine gewisse eifersüchtige Rivalität. Namentlich zwei stritten unablässig um die Oberherrschaft und suchten sich darum das Leben gegenseitig so bitter wie möglich zu machen. Da der eine für unsern persönlichen Dienst da war und sich für unsere persönliche Sicherheit verpflichtet fühlte, außerdem für das Küchengeschirr aufzukommen hatte, und da dem anderen vor allem die Esel und Maultiere samt dem Gepäck unterstellt waren, so hatte dieser die Tiere möglichst weit von den Zelten entfernt festbinden lassen, damit er nicht mit den Tieren zugleich die Zelte und, was darin war, bewachen mußte. So war der andere ebenfalls genötigt, aufzupassen. Diese Trennung des Lagers in zwei Teile rächte sich nun. In der Nacht erschienen wirklich die Räuber, vor denen wir gewarnt waren, und trieben zwei von den Maultieren weg. Glücklicherweise merkte man sogleich den Verlust, feuerte einen Schuß in die Luft — denn wirklich zu schießen hütet man sich aus Furcht vor der Blutrache — und fing die Tiere noch rechtzeitig wieder ein. Ich hatte von alledem nichts gehört, obwohl man sogar meine Stimme vernommen haben und mir zur Hilfe eilen wollte. Erst am Morgen wurde mir die Geschichte mit der gebührenden Übertreibung erzählt. Aus den zwei Maultieren, die man zu rauben versucht hatte, hatte die orientalische Phantasie, die sich übrigens in dieser Beziehung von der okzidentalischen kaum unterscheidet, bereits sieben gemacht, und als wir nach Jerusalem kamen, war der Diebstahl auf alle Maultiere ausgedehnt und bis ins kleinste hinein liebevoll ausgeschmückt. Mochte man anfangs zweifeln, ob überhaupt etwas Wahres an der Sache sei, oder ob nicht, wie so oft, ein blinder Lärm die Wächter

geschreckt habe, so mußte doch durch ein Erlebnis am folgenden Morgen jede Skepsis beseitigt werden.

Denn kaum waren wir aufgebrochen, als hinter uns ein eigentümlich schriller Pfiff ertönte. Wir drehten uns um und sahen einen Menschen uns nachlaufen, der durch allerlei Zeichen und laute Schreie uns zum Halten zu veranlassen suchte. Da wir nichts mit ihm zu tun hatten und uns nicht erklären konnten, was er von uns wollte, so ritten wir ruhig weiter. Aber der Mann blieb standhaft und verfolgte uns so lange, bis wir schließlich seinen Wunsch erfüllten und Halt machten: „Ihr habt mir meine Stute gestohlen“, begrüßte er uns. Mit gutem Gewissen baten wir ihn, er möge sich seine Stute unter unseren Hengsten aussuchen und sie dann wieder mit nach Hause nehmen. Unter großen Entschuldigungen sagte er uns den Salām und wünschte uns eine glückliche Reise. Der Pfiff galt also seiner Stute, die offenbar darauf zu hören gewohnt war und die ihm Räuber in der vergangenen Nacht gestohlen hatten. Daß der Mann uns Europäer für die Diebe hielt, war zwar schmerzlich, doch mußten wir das Unvermeidliche mit Würde zu tragen. Wir gingen ja auch, wie nicht anders zu erwarten war, aus der Untersuchung unschuldig hervor.

Das zweite große Ereignis dieses Tages waren gewaltige Kamelherden, wohl an die 1000 Stück, die das Gras der Wiesen dschōlāns für Nektar und Ambrosia schätzen mochten gegenüber den ausgedörrten Stauden und stachlichten Mimosen Arabiens. Nur wenige Beduinen weideten sie, aber es waren wettergebräunte, sehnige, jugendliche Gestalten von einer Elastizität und Behendigkeit, die unser Entzücken hervorrief. Sie kamen aus dem dschōf, dem Innern Arabiens, um hier Futter zu suchen für ihre Tiere. Hier hinderte sie niemand daran. Früher drangen sie auch in die Jordanebene, und es ist noch nicht lange her, daß zuzeiten die „Gefilde Moabs“ gegenüber von Jericho mit Kamelen so dicht wie mit Heuschrecken bedeckt waren. Seitdem aber der ṛōr für Eigentum des Sultans erklärt ist, haben die Soldaten die Beduinen immer weiter nach Osten gedrängt, so daß jetzt große Gebietsteile in der Nähe Palästinas von ihnen verschont bleiben. Einzelne abgelegene Landschaften aber wie der dschōlān und der ʿadschlūn werden noch heute von ihnen aufgesucht und abgegrast. Das Kamel, das in seiner steifen Grandezza mit den durchgedrückten Knieen und dem langen, fortwährend nach rechts und nach links sich drehenden Halse, mit der herabhängenden Unterlippe und den fletschenden Zähnen einen urkomischen Eindruck macht, wirkt in einer Herde, deren einzelne Glieder alle dieselbe Eigentümlichkeit aufweisen, noch viel ergötzlicher. Wir benutzten die günstige Gelegen-

heit, über die Einzelheiten der verschiedenen Kamelsättel bei Reit- und Lasttieren Genaueres zu erfahren und so unsere allgemeine Bildung zu bereichern. Mit feinem Humor haben die Araber das halbkugelförmige Holzgestell am Hinterteil des Kamels, das nach Art eines Nadelkissens mit einem Tuchkäppi überzogen und mit Fransen versehen ist, rāhib (= Mönch) genannt, weil es sie an eine Mönchstonsur erinnerte.

Das dritte große Ereignis des Tages war das Dolmenfeld am nahr er-rukkād, dieses Quellflusses des Jarmuk. Schon diesseits fanden sich einige stark zerstörte Steinstuben, die meisten aber lagen jenseits des Flusses stromauf und stromab in schier unzähliger Fülle. Sie hatten die bekannte Form: auf die Seite gestellte Steine, über die Decksteine nach Art einer Tischplatte gelegt waren, so daß das Ganze einer kleinen Stube ähnelte. Doch unterschieden sie sich etwas von den Dolmen, die wir anderswo gesehen hatten, indem die meisten ziemlich genau nach Osten orientiert waren. Das breite Ende, wo der Kopf des Toten gebettet war, war im Westen, so daß der Tote der aufgehenden Sonne entgegenschaute. Überdies waren die Steinstuben von einem oder von zwei Steinkreisen umgeben, von denen der innere etwas höher war als der äußere. Man könnte auch von einem kleinen gepflasterten Hügel reden, auf dessen Spitze sich die eigentliche Grabstätte erhob, während die niedrigen Terrassen rings herum nur als Schutz und Schmuck dienten. Diese Steinstuben, die über alle Länder des Mittelmeeres und darüber hinaus bis nach Schleswig-Holstein und Skandinavien verbreitet sind, auch „Hünengräber" genannt, stammen aus prähistorischer Zeit und sind die sichtbaren Zeugen einer Idee, deren Wanderung wir mit ihrer Hilfe vom Orient bis zum Okzident verfolgen können. Sie verkörpern den Glauben an ein Weiterleben nach dem Tode, das an den Leib gebunden ist. Nur solange der Leib existiere, glaubte man, sei es auch der Seele möglich, weiter zu existieren. Eben darum baute man dem Toten ein „ewiges Haus", eine feste Stube aus Stein, eine Nachahmung der Felsenhöhle, in der einst die Lebenden zu wohnen pflegten. Man schützte den Toten, so gut es ging, gegen wilde Tiere und ließ nur eine kleine, leicht verdeckte Öffnung an der Seite, durch die man in das Grab schlüpfen konnte, um der Seele des Verstorbenen Speise und Trank darzubringen, damit sie nicht verhungere und verdurste, um ihr ein Licht zu reichen, damit sie sehen könne in dem Hause „der Finsternis und des Todesschattens".

Als wir noch ein Stückchen weiter stromabwärts wanderten, schauten wir plötzlich das vierte große Ereignis des Tages. Das Gelände schien, soweit man blicken konnte, sich nicht zu verändern: eine, große, unabseh-

bare Fläche, über die kein Baum und kein Strauch hervorragte, nichts als Steine, Lava und Basalt, Öde, grenzenlose Öde. Und doch brauchten wir nur ein paar Schritte zu tun, so enthüllte es uns ein wunderbares, nicht geahntes Schauspiel. Der Fluß, der eben noch ruhig-unruhig in flachem, sanftgeneigtem Bette dahinfloß, sprang urplötzlich 60—70 m senkrecht in ein tiefaufgerissenes Talbecken hinab. Auf dem dunklen Hintergrunde des finstern Gesteins hob sich die glitzernde, sprühende, schäumende Masse des Wasserfalles nur um so heller ab. Oberhalb von ihm war eine öffentliche „Badeanstalt“ eingerichtet. Einige 20—30 Kamelnomaden aus der Umgegend plätscherten munter im Bache umher, beeilten sich aber, als sie uns bemerkten, ihre dürftigen Kleidungsstücke anzuziehen, weniger aus Scham als aus Neugierde, uns kennen zu lernen, und so waren wir bald von einer Horde aufdringlicher, aber gutmütiger Beduinen umringt. Sie vergnügten sich dann damit, ihre überaus langen und alten Steinschloßflinten gegen das jenseitige Ufer abzufeuern, von den Revolverschüssen eines unserer Kameraden unterstützt, und ein Echo hervorzurufen, das eine Schar mächtiger Adler emporscheuchte.

Nach all diesen Erlebnissen und Eindrücken, die einander an einem Vormittage jagten, galt es weiter zu eilen, da wir noch bis zum Abend den westlichen Rand des Hochplateaus erreichen sollten. Wir kehrten über die Brücke des rukkād-Flusses zurück und ritten fortan in südwestlicher Richtung, zunächst nach chisfīn, wo wir zur Abwechslung, da die meḍāfe, das Gastzimmer des Dorfes, besetzt war, im Hause eines Bauern abstiegen. Während dort das Mittagsmahl unter neugieriger Assistenz des halben Dorfes angerichtet wurde, ließen wir uns die Antiquitäten zeigen, die hin und her über die Gehöfte zerstreut waren. Es waren vor allem Türstürze, lose oder vermauert — einer sogar hinter dem Backofen mit Zement überschmiert —, die christliche Embleme und griechische Inschriften aufwiesen. Auch eine Goldmünze aus der Zeit des Heraklius wurde uns angeboten, doch scheiterte der Kauf an der zu hohen Forderung. Hungrig setzten wir uns oder richtiger, da die Stühle fehlten, legten wir uns auf die Strohmatten „zum lecker bereiteten Mahl“ unseres chalīl und freuten uns des gesunden Appetites, der neugierigen Blicke und des schattigen Hauses. Doch war die Freude nur von kurzer Dauer, da die Zeit uns vorwärts drängte.

Die zweite Hälfte des Tages war weniger ereignisreich, aber sie lehrte uns den westlichen Teil des dschōlān kennen, den wir bis dahin vermieden hatten. Er zeichnet sich gegenüber der östlichen Hälfte durch eine größere Fruchtbarkeit aus. Die Steine verschwanden mehr

und mehr, die Felder waren besser bebaut, die Dörfer dichter aneinander gerückt und machten einen wohlhabenden Eindruck. Jedenfalls beruht die dichtere Bevölkerung auf besserer Wassergelegenheit, wie man in solchen Fällen fast immer vermuten darf. Über nāb und el-ʿāl näherten wir uns dem am Westrand des Plateaus gelegenen, von Feigenkakteen umrahmten fīḳ. Diese Ortschaft, die vielleicht schon Josua 13,4 unter dem Namen Aphek erwähnt ist, war sicher dem Eusebius im vierten nachchristlichen Jahrhundert als „eine große Stadt bei Hippos“ bekannt. Leider senkte sich bei unserer Ankunft bereits die Nacht herab, so daß wir (mit Ausnahme unseres unermüdlichen Leiters) nicht mehr „auf Raub“ ausgehen und die Türschwellen auf ihre Ornamente hin untersuchen konnten — ein für den Archäologen Palästinas notwendiges und interessantes Geschäft.

Von da an stiegen wir wieder von der Hochebene an den See von Tiberias hinab. Am Wege, der sich langsam schlängelte, wuchs üppiges, hohes Gras und blühten bunte Wiesenblumen; feuerroter Mohn und sammetblaue Iris (doch nicht so schön wie die von Nazareth) erfreuten Herz und Auge. Man darf sich die Farben im allgemeinen nicht prächtiger denken als bei uns. Unsere Wiesen und unsere Kornfelder, in denen das Unkraut nicht ausgerottet ist, nehmen es mit dem „farbenfreudigen“ Orient, wenigstens soweit ich ihn kennen gelernt habe, leicht auf. Wir machten zuerst bei sūsie Halt und kletterten den steilen Hang zur Ruine hinauf. Von dem alten „Hippos“, dessen Name dem aramäischen „susīṯā“ genau entspricht und andeutet, daß man den lang gestreckten Grat mit dem Rücken eines „Pferdes“ verglich, war nicht viel zu sehen. Nur fünf Zisternen, ein paar Höhlen und einige behauene Steine verrieten, daß hier eine alte, aber äußerst kleine Siedlung gewesen sein müsse. Wenn hier wirklich einmal ein Hippos gelegen haben sollte, müßte es schon früh verpflanzt sein, wozu der Mangel an Wasser den Anlaß gegeben haben dürfte. Vielleicht zogen die Einwohner nach dem in der Nähe auf einem kamelähnlichen Bergrücken liegenden ḳalʿat el-ḥöṣn. Dort zeugen Säulen, ionische und korinthische Kapitäle, Türme, Tore und Mauern von der entschwundenen Pracht einer hellenistischen Stadt. Geblieben aber ist die herrliche Aussicht — die schönste Palästinas! — über den See von Tiberias, dessen blaue, blanke, spiegelglatte Fläche sich ebenso träge sonnte wie wir. Wie gerne hätten wir diese Farben, diesen Glanz, diese Glut mitgenommen in unsern kühlen, regnerischen, ach, so trüben Norden! Am

[1] Onomasticon, ed. Klostermann 22,19 ff.

Abhang ins hohe Gras gestreckt, von der Sonne wohlig gewärmt, träumten wir, und eine Stimme sprach zu uns: Sehet doch „die Lilien des Feldes", die Anemonen und Adonisröschen, die Lichtnelken und Blutstropfen, die Tulpen und Ehrenpreis! Lernet von ihnen und macht's so wie sie! Sie säen nicht und arbeiten nicht, sie spinnen nicht und nähen nicht, und doch wachsen sie, grünen und gedeihen in Reichtum und Glück. Sie haben keine Sorgen und keine Schulden und sind doch in Sammet und Purpur gekleidet, kostbarer und schöner als der Hermelin des Königs. Darum kümmert euch nicht um Essen und Trinken, um das dunkle Morgen und die verborgene Zukunft! Das alles tun die Heiden. Ihr aber werft all eure Sorgen auf Gott, der euch zur rechten Zeit gibt, was ihr braucht! — Diese Stimme, die aus einer fernen Vergangenheit zu uns herüberschallte, löste eine neue Variation der alten Melodie in uns aus. Unter dieser Sonne und unter diesem Himmel ist — so schien es uns — Träumen und Schwärmen schöner als Wachen und Arbeiten. So wollen wir uns denn von der Sonne bescheinen lassen, frohlocken über den blauen Himmel und jauchzen über den silberfarbenen See, die Schönheit der Gegend in vollen Zügen schlürfen und die Freuden des Tages genießen, die uns Gott beschert hat! Schweren Herzens rissen wir uns los, seitdem erfüllt von der unauslöschlichen Sehnsucht, nur noch einmal im Leben dort oben träumen und schwärmen zu können.

Bald war der Rest des Hochgebirges überwunden. Wir schauten noch einmal zurück zu jener Königin unter den Burgen Palästinas, wo wir schönheitstrunken geweilt hatten, schüttelten den Rausch von uns ab und waren nach kurzem Trab wieder unten am See von Tiberias, diesmal am östlichen Gestade. Wir lagerten unmittelbar am Strande, der mit einem schmalen Streifen von Kieselsteinen, kleinen niedlichen Muscheln und Schnecken umrahmt und an dieser Stelle von blühenden Oleanderbüschen umsäumt war. Leise plätscherte die Brandung, und ein angenehmer Wind kühlte die heiße Stirn. Die wohlbekannten Orte: Tiberias, ʿēn eṭ-ṭābṛa, tell ḥūm und die jenseitigen Berge begrüßten wir als treue Freunde. Betsaida und Chorazīn suchten wir, wenigstens ihrer ungefähren Lage nach, in nordöstlicher Gegend des Sees zu bestimmen. Nach dem Mittagsmahl ritten wir zwischen Sträuchern und Kornfeldern, in denen hellrote Gladiolen glänzten, am südöstlichen Ufer des Sees, nicht unmittelbar, sondern in kurzem Abstand, entlang. In einiger Entfernung sahen wir, wie Schafe und Ziegen militärisch stramm in Reih und Glied hintereinander marschierten; diesmal gingen sie im „Gänsemarsch", bisweilen aber ordnen sie sich zu zweien oder zu vieren.

Als ein Hirte gefragt wurde, wodurch dies Kunststück fertig gebracht sei, führte er es auf ein „Wunder Allah's“ zurück. Ein anderer hingegen erklärte es einfacher durch Schläge und Steinwürfe. Übrigens beschränkt sich diese Ordnung nur auf den Marsch, während sie beim Weiden und Tränken wieder aufgelöst wird.

In noch weiterer Ferne jenseits des Jarmuk sahen wir Gadara liegen, durch die Erzählung der Evangelien bekannt, wonach die Legion Dämonen, die bisher in dem einen Besessenen gehaust hatte, in eine Schweineherde fuhr und sie den Abhang hinunter in den See trieb.[1] Gadara ist noch heute berühmt wegen seiner Gräber, die aus jener Zeit stammen und in der biblischen Geschichte vorausgesetzt werden, da der Besessene in ihnen seinen Aufenthalt hatte. Nun liegt aber Gadara verhältnismäßig weit vom See entfernt, so daß man bezweifeln möchte, ob wirklich dieser Ort gemeint sei. Aus Münzen jedoch, auf denen öfter ein Schiff abgebildet und einmal sogar ein Schiffskampf erwähnt ist, darf man schließen, daß sein Gebiet bis an den See von Tiberias reichte und daß folglich seine Schweine in der Nähe weiden konnten. Da nun auch, an einer Stelle wenigstens, östlich von samach, das Ufer 5—6 m steil abfällt, so sind alle die Voraussetzungen vorhanden, die es begreiflich machen, wie die groteske Erzählung von den ertrinkenden Tieren, die noch mancherlei ungelöste Rätsel enthält, grade hier lokalisiert werden konnte.

C. Im Jordantal.

Statt nach mukēs, wie Gadara heute heißt, zu reiten, blieben wir am See bis samach, einem elenden Dorf aus Lehmhütten, jetzt Bahnstation an der Strecke Haifa—Damaskus, mit regelmäßiger Segelbootverbindung nach Tiberias. Die Bahn ausgenommen, war von Kultur nichts, aber auch gar nichts zu spüren. Nicht einmal die allernotwendigsten Einkäufe von Tee und Kaffee konnten hier erledigt werden. Nachdem wir dem See und der Heimat Jesu Lebewohl gesagt hatten, wandten wir uns nach Süden, in den ṛōr, zu den üppig wogenden Kornfeldern der Jordanebene, die sich wie ein breites Tal zwischen den Bergen Galiläas und ʿadschlūns hinzieht. Vom Flusse selbst, der sich in Schlangenwindungen den Weg sucht, konnten wir anfänglich nichts sehen. Eine Zeit lang waren die Gleise der Bahn unsere Begleiter. Ein „Expreßzug“, der uns in gemütlicher Gemächlichkeit begegnete, ver-

[1] S. Mark. 5,1 ff. „Gerasener“ oder gar „Girgesiter“ ist eine falsche Lesart für „Gadarener“.

anlaßte unsere stolzen Hengste nur zu einem verächtlichen Seitensprung. Wir konnten ihnen das wohl nachfühlen — ich meine, diese Verachtung der Moderne. Welche Kunst ist es und was für ein Vergnügen gewährt es, im glühenden Eisenbahnwagen eingepfercht zu sitzen und den ganzen Tag Kohle und Staub zu schlucken, hinter vergitterten Fenstern die Gegend zu durchjagen und nichts zu genießen? Da war doch unsere altväterische Art zu reisen viel romantischer, und verständnisinnig streichelten wir den Hals unserer Pferde. Aber darüber vermochten wir sie nicht ganz zu beruhigen, wie lange es wohl noch dauern werde, bis auch unsere Nachfahren die Freuden und Leiden des Rittertums eintauschen würden gegen die Vorteile und Nachteile der Eisenbahnfahrt.

Auf einer siebenbogigen Brücke überschritten wir den Jarmuk, scherīʿat el-menāḍire genannt, und näherten uns allmählich dem Ziel des Tages, dem dschisr el-medschāmiʿ. Hinter der Fußgänger- und Karawanenbrücke, die in der Mitte von einem hohen Spitzbogen getragen wird, wölbt sich eine zweite Brücke über den Jordan für die Eisenbahn. Wir blieben östlich vom esch-scherīʿa (= Jordan), während jenseits der chān, eine Herberge, und neben ihm ein Kaufhaus liegt, von einer malerischen Ruine umrahmt. Hier konnten die Einkäufe, die im Dorfe samach unmöglich waren, nachgeholt und unsere Vorräte vervollständigt werden. Das ist begreiflich, weil wir uns hier an einer großen Karawanenstraße befanden, die von Damaskus nach Westen führt. Der Jordan hat hier schon eine ansehnliche Breite und ist, wie überall, mit dichtem Gebüsch, besonders mit Oleander, umwachsen.

Die „Sultanin" unter den Karawanenstraßen war bereits am frühen Morgen, als wir aufbrachen, mit Kamelherden bedeckt. Unser Weg lief am linken Jordanufer weiter und zeigte uns, wie am Tage vorher, wogende Kornfelder. An Getreide wird in Palästina nur Gerste und Weizen gebaut, hingegen kein Hafer und Roggen, genau so wie im alten Palästina, Babylonien und Ägypten. In Palästina dient jetzt der Weizen als Hauptnahrungsmittel für die Menschen, die Gerste mehr als Viehfutter und Brot für die Armen. Seitdem die Jordanebene vom See von Tiberias bis zum Toten Meere als „herrenloses" Gut vom Sultan annektiert ist und — nicht als Krongut zugunsten des Staates, sondern — als sein persönliches Eigentum verwaltet wird, ist die Bebauung sehr viel rationeller und intensiver geworden. Mit den Getreidefeldern wechselten Wiesen ab, die in entzückenden Farben schimmerten. Das grüne Gras war durchflochten mit rotem Mohn, gelben Chrysanthemen, lila Geranien, weißen Kamillen und blauen Zichorien. Bisweilen belebten dornige Sidrbäume die Landstraße. Kleine

Hügel ragten über die Ebene, wasserreiche und wasserleere Wādis kreuzten unseren Pfad; vereinzelt begegneten uns auch Dörfer.

Jenseits des Jordans sahen wir, noch in der Ebene, bēsān liegen, am Fuß der Berge Gilboas, wo Saul nach dem unglücklichen Ausgang der Philisterschlacht seinem Leben ein Ende machte, unsterblich durch das Lied Davids auf seinen Freund Jonathan: „Ihr Berge Gilboas, nicht Regen noch Tau falle auf euch . . .“ Bēsān, im Alten Testamente Beth Sean, später Skythopolis genannt, obwohl es nichts mit den Skythen zu tun hat, war eine der bedeutendsten Städte der Dekapolis und grenzte direkt an das Gebiet von Gadara. Von dort führte stracks nach Osten eine viel benutzte Handelsstraße zum Jordan, der früher nur durch eine Furt, jetzt auch durch eine Brücke an dieser Stelle überschritten werden kann. In der Nähe dieser Furt sucht man auch das im Neuen Testamente erwähnte Enon und Salem, wo Johannes der Täufer taufte.

D. Im Adschlun.

Südlich vom Tafelberge dschebel eṭ-ṭabaḳa bogen wir in ein östliches Seitental und zogen aus dem ṛōr in den ʿadschlūn hinauf. Unser nächstes Ziel war ṭabaḳat faḥl, das alte Pella. Wahrscheinlich ist die Stadt eine Gründung aus der Zeit Alexanders des Großen, nach dessen Geburtsort sie ihren griechischen Namen trägt. Uns aber ist sie vor allem aus der Geschichte des Urchristentums bekannt. Denn dorthin flüchteten die Judenchristen aus Jerusalem, als der letzte Verzweiflungskampf der Juden gegen die Römer begann. Während das heutige Dorf auf der Höhe thront, erstreckte sich die antike Ortschaft unmittelbar neben den „reichen Wassern“ des (heutigen) dschurm-Baches am Fuß des Berges und den Abhang hinauf. Überall lagen Kapitäle und Konsolen, Säulen und Stümpfe zerstreut und bedeckten ein großes Areal. Nichts stand mehr aufrecht, auch nicht eine Säule, alle waren umgestürzt, zerbrochen und geborsten; zwischen ihnen schoß Gras auf, wucherte Unkraut und blühten mannshohe Fenchel oder fenchelähnliche Stauden. Wie die Ausdehnung bewies, war die Stadt einst sehr bedeutend gewesen. Aber leider war von dem Grundriß der Gebäude nichts mehr zu erkennen, es fehlten Inschriften und alles, was sonst einer Ruine wissenschaftliches Interesse verleiht. Eine einzige Inschrift war der kärgliche Lohn unserer Arbeit. Wahrscheinlich haben die Araber auch hier wieder in neuester Zeit alles durchsucht und manches wertvolle Gut verschleppt oder vernichtet. Ein ziemlich wertloser Sarko-

phag wurde uns oben im Dorfe gezeigt, nachdem man zuvor einen Bakschisch von uns erpreßt hatte.

Die Stätte unseres Mittagessens war wieder einmal ein „Gastzimmer"; aber dies Gastzimmer befand sich nicht in einem Hause, sondern in einem schwarzhaarigen Beduinenzelte. Da die Ziegenhaargewebe auf zwei Seiten entfernt waren, so blieb eigentlich nur das über uns ausgespannte Dach übrig, das freilich bei seiner Schmalheit auch nur äußerst dürftigen Schatten spendete. Etwas war immerhin besser als nichts, und wer irgend konnte, eroberte sich einen Platz im Schatten. Da hockten wir nun mühsam, schweißtriefend und zusammengepfercht, durch Rohrgeflecht von dem hinteren Teil des Zeltes, dem Harem, getrennt. Aber die wenig appetitliche Frau guckte neugierig hinüber und ließ sich gegen entsprechende Bezahlung bereit finden, unsern Durst durch trefflich mundende schenīne (= Buttermilch) und laban (= frische Milch) zu löschen. Als Dank dafür erhielt sie obendrein die sehr begehrten Konservenbüchsen, nachdem sie natürlich vorher sorgfältig geleert waren. Die Einwohner bemühten sich, uns soviel antike Geldmünzen zu verkaufen wie möglich, allein da ihre Güte meist im umgekehrten Verhältnis zu ihrer Menge stand, so wählten wir uns nur die besten aus, deren Kurs wir nach langem Feilschen bestimmten.

Dann ging es weiter durch Täler und Schluchten ins Hochland des ʿadschlūn, des biblischen Gilead, hinauf. Zur Rechten und zur Linken prangten die Kornfelder; am Rande blühten meterhohe rosafarbene Malven, mit denen wir unsere Pferde schmückten. Später kamen wir in einen Wald, dessen Sommereichen zwar keinen Schatten warfen, aber doch durch ihr zartes Grün das Auge erfreuten und heimatliche Erinnerungen hervorriefen. Teilweise folgten wir den Spuren einer alten Römerstraße, die hin und wieder durch umgestürzte Meilensteine deutlich markiert war. Endlich waren wir oben und sahen die Landschaft vor uns liegen, die einen ganz anderen Eindruck machte als der nördlich angrenzende dschōlān. Der ʿadschlūn ist kein ebenes, sondern ein gebirgiges Hochplateau voll von Senkungen und Hebungen. Er ist nicht öde und mit Steinen besät wie der dschōlān, sondern von üppiger Fruchtbarkeit. Auch wo der Boden nicht bestellt war, merkte man der rotbraunen schweren Erde die ergiebige Kraft an. Während der dschōlān, wenigstens gegenwärtig, arm ist an Bäumen, war hier der Horizont von Waldbergen eingefaßt.

Auf dem Wege nach kefr abīl fanden wir zwar kein Stachelschwein, wohl aber die Borsten eines solchen und schlossen daraus auf die Existenz dieser Tiere in der Fauna des ʿadschlūn. Kurz vor

unserem Ziel hatten wir den vielleicht weitesten Fernblick, den wir überhaupt auf dieser Reise genossen: unser Auge umspannte das ganze Westjordanland von Galiläa über Samarien nach Judäa, wir schauten den Libanon und Hermon im Norden und den ḳarn ṣarṭabe im Süden, in größerer Nähe, noch im ʿadschlūn gelegen, chirbet izdib (= Thisbe) und mār eljās, die Heimat des Propheten Elia, und weiter südlich davon ḳalʿat er-rabaḍ, ein Schloß aus der Zeit Saladins. Ein Kiefernwald war nicht fern von uns. Das Lager war vor dem Dorfe aufgeschlagen, dessen Gärten von den üblichen Feigenkakteen eingezäunt waren. An der Hecke lag eine Höhle mit zwei prachtvollen Napflöchern. Sie mochte einst als Zisterne gedient haben, da das Dorf keine Quelle besitzt und das Wasser von weither holen muß. Von der alten Ortschaft zeugen noch Marmorpfeiler mit schönen Ornamenten, die man hier wie anderswo als Türstürze benutzt hat, allerdings, wie es scheint, mit besonderer Vorliebe bei Heiligtümern: bei der Moschee drinnen im Dorf und bei dem Weli eines Propheten draußen vor ihm. Jedenfalls hat man geglaubt, die heiligen Stätten durch diesen Schmuck zu ehren, ohne sich um ihre Herkunft zu kümmern und ohne sich durch ästhetische Rücksichten hindern zu lassen. Denn man kann sich denken, wie sich diese Marmorpfeiler in der lehmüberschmierten Umgebung ausnehmen.

Unser Weg führte uns am nächsten Tage zuerst durch den wādi jābis, ein reizendes, fruchtbares Tal, in dem Oliven, Granatäpfel und sogar Zitronen (lēmūn) wuchsen, an dem Mühlbach vorbei zu einer „umgestürzten Ruine" (= chirbet maḳlūb). Vielleicht ist sie der Überrest des alten Jabes, dessen Namen das Tal bewahrt hat. Als einst der Ammoniterkönig Nahas die Stadt belagerte, kam ihr Saul mit seiner Mannschaft zu Hilfe. Das war die erste Heldentat des jungen Recken, die ihm die Königskrone über ganz Israel eintrug.[1] Auch Eusebius suchte die Stadt in dieser Gegend, wo „man von Pella über die Berge nach Gerasa geht". Wir zogen durch die Täler, aber die alte Römerstraße bevorzugte, wie immer, aus taktischen Gründen die Höhen, und sobald wir oben waren, trafen wir wieder die Meilensteine, von denen der eine eine Inschrift hatte, die wir zu entziffern versuchten.[2] Danach war die Straße zur Zeit des „göttlichen" Antoninus gebaut und lief vermutlich von Bethsean über Pella nach Gerasa.

In dem Dorfe bāʿūn lernten wir eine alte primitive Ölpresse kennen. Da das Olivenöl seit uralten Zeiten in Palästina beliebt ist,

---

[1] 1. Sam. 11.

[2] S. ZDPV 1908, S. 270 f.

so kann man Ölpressen, antike und moderne, in Hülle und Fülle über das ganze Land zerstreut finden. Jede Ölpresse zerfällt, wo sie vollständig erhalten ist, in zwei Teile: die Quetscheinrichtung (bedd) und die eigentliche Presse (maʿṣara). Wenn die Oliven geerntet sind, werden sie zunächst zerquetscht, damit nachher der Saft leichter ausgepreßt werden kann. Die Quetscheinrichtung besteht aus einem großen, etwas ausgehölten, kreisrunden Steintrog, auf dem ein zweiter kleinerer Stein, der die Form eines großen Schleifsteines hat, von Menschen oder Tieren vermittelst eines horizontal durch ihn gesteckten Holzbalkens gedreht wird, so daß er die ihm untergeschütteten Oliven wie in einem Mörser quetscht. Die so zermalmten Früchte werden dann — diese Behandlung ist dem ʿadschlūn und nördlichen Palästina eigentümlich — in einen kupfernen Kessel getan, über die Feuerstelle gesetzt und in lauwarmem Wasser etwas erhitzt. Darauf werden sie — wie überall — in käseförmige Bastkörbe gelegt, die übereinander aufgeschichtet und gepreßt werden. Das Pressen geschieht mit Hilfe eines großen Balkens, dessen eines Ende in einem Loch an der senkrechten Wand des Felsens (resp. des Hauses) festliegt. Das andere Ende dient als Hebel und wird durch einen schweren, mit einem Griff versehenen, als Gewicht benutzten Stein heruntergezogen. Wenn nun die mit Oliven gefüllten Körbe unter diesen Balken geschoben werden, muß durch den Druck das Öl ausfließen. Die Körbe, die die Flüssigkeit durchsickern lassen, stehen meist auf einem Steinwürfel, in den eine Rille gemeißelt ist. Durch diese Rille kann das Öl ablaufen, sei es in einen Krug, sei es in einen brunnenartigen Schacht. In Krügen wird es dann bis zum Verkauf aufbewahrt.

Auf einer Felsplatte am Wege sahen wir auch die hier häufig wiederkehrenden zwei Reihen von je sieben kleinen Löchern. Sie dienen für das alt- und neuarabische Spiel, menḳale genannt. Die 4 × 8 oder 8 × 8 Löcher, die uns anderswo begegneten, gehören zu einem ausschließlich modernen Spiel namens dāma, das auf das europäische Damenspiel zurückgeht. Beide werden von Erwachsenen und Kindern gleich gern gespielt. Noch häufiger vergnügen sich die Jungen damit, Münzen zu werfen und zu beobachten, ob Kopf oder Wappen oben liegt. Die Lust zu spielen steckt auch den älteren Leuten im Blute. Wenn sie des Abends um das Herdfeuer oder in der „Gaststube“ beim Kaffee sitzen, werden oft stundenlang „kindliche Spiele“ aufgeführt. Da werden zehn Tassen auf ein Brett gesetzt und unter eine von ihnen ein Ring gelegt. Nun gilt es zu raten, wo er verborgen ist! Oder man tippt sich gegenseitig auf die Wange, daß man prustet, und streicht sich dabei über Augen und Nase. Bisweilen werden die Spiele noch derber

und arten oft in Zoten aus. Das Fernbleiben der Frauen von diesen Unterhaltungen, das wenigstens in manchen Gegenden üblich ist, begünstigt jedenfalls diese bedenkliche Neigung der Araber. Niemals aber spielt man um hohe Summen, und jegliches Hazardieren ist strenge verpönt.

Bald hinter bāʿūn zeigte sich der ʿadschlūn in seiner ganzen Schönheit. Wir mußten eine Schlucht passieren, die mit einem wirklichen Walde nach deutscher Art besetzt war. Die Eichen, die auch hier den Hauptbestandteil bildeten, waren nicht so zwerghaft und klein, waren auch nicht so spärlich und weit von einander entfernt, wie man es sonst in Palästina, selbst im ʿadschlūn, zu finden gewohnt ist, sondern waren stattlich und dicht gewachsene Bäume, so daß wir eine Weile tatsächlich im Schatten ritten. Wir glaubten in einer thüringischen Landschaft zu sein. Ein schmaler Pfad führte hindurch, und bisweilen mußte man sich bücken, um nicht, wie es Absalom einst in dieser Gegend geschah, mit dem Haare hängen zu bleiben. Leider nahm die Herrlichkeit nur zu schnell ein Ende. An die Stelle der Bäume traten wieder Sträucher, und die Sonne sandte unerbittlich ihre Glutpfeile auf uns herab.

Auf halber Höhe angelangt, befanden wir uns bei chirbet mehna, deren Name an das alttestamentliche Mahanaim erinnert. Wären beide identisch, so wäre hier der Ort gewesen, wo Jakob, als er von Laban über den Jabbok nach Hause zurückkehrte, den himmlischen Heerscharen begegnete.[1] Mahanaim war die bedeutendste Stadt im Ostjordanlande und Hauptstadt von Gilead, wo Esbaal (= Isboseth), der Sohn Sauls, eine Zeit lang sein Scheinkönigtum gegenüber David behauptete,[2] wo auch David Schutz suchte im Kampf gegen seinen aufrührerischen Sohn Absalom.[3] Eine Weinpresse legte Zeugnis davon ab, daß man hier einst Weinbau getrieben hatte. Sie war in Form eines Quadrats, dessen Seiten 50 cm lang waren, etwa 30 cm tief aus dem Felsen gehauen und neigte sich nach einer Ecke hin, wo sie durch einen kurzen Kanal mit einer etwas tieferen (40 cm) kreisrunden Grube verbunden war. Wenn der Wein gepflückt war, wurde er in die Preßkufe geworfen und mit den Füßen so lange getreten, als die Flüssigkeit durch den Kanal in die Sammelkufe ablief. Hier fanden wir dicht daneben noch eine zweite Grube mit einer flachen Rille, deren Zweck uns rätselhaft war. Außer nichtssagenden Steinblöcken sind noch zwei Senkgräber zu erwähnen, die deshalb merkwürdig sind, weil sie, am Kopf- und Fußende etwas erhöht, nur $^1/_2$ m tief waren, während sonst

[1] 1. Mose 32,1 ff.
[2] 2. Sam. 2,8 ff.
[3] 2. Sam. 19.

derartige Gräber sehr viel tiefer zu sein pflegen. Noch zwei Ruinen, chirbet eṭ-ṭiārra und chirbet umm ed-dāmus, waren in der Nähe und stritten um den Rang, das alte Mahanaim zu repräsentieren.[1]

Wir erklommen dann vollends die Höhe und stiegen auf der anderen Seite wieder ins Tal hinab. Leider mußten wir einen Abstecher nach der Burgruine ḳalʿat er-rabaḍ unterlassen,und auch das Dorf ʿadschlūn blieb rechts liegen. Unsere Mittagsrast hielten wir wieder in einem Hain von Oliven, Granatäpfeln und Feigen, unmittelbar neben der Quelle von ʿēn dschenne, deren Wasser dem jungfräulichen Schoße der Erde eiskalt entquoll und dem Namen des „Paradieses" alle Ehre machte. Im Vordergrunde der silberhelle Bach, der sich durch das anmutig grünende Wäldchen schlängelte, dahinter die flachen Dächer des am Abhang gebauten Dorfes, noch weiter mitten im Talkessel ʿadschlūn mit seinem schlanken, von der Sonne erleuchteten Minaret, am Horizont die waldbekleideten Höhen, auf deren Ausläufern die Burg Saladins mit königlichem Stolze thronte, das alles fügte sich zu einem so lieblichen Bilde zusammen, wie es in Palästina eben nur diese Landschaft aufzuweisen hat.

Wieder ritten wir einen Waldweg hinan, der sich mit seinen mächtigen Steineichen und losgelösten Felsblöcken zu fast wilder Schönheit erhob. Unterwegs brachte uns ein Araber die für den Augenblick nicht sehr erfreuliche Kunde, daß unsere Gepäckkarawane nach dscherasch weiter gezogen sei. So durften auch wir in dem hübsch gelegenen sūf nicht rasten, sondern mußten weiter eilen durch Kornfelder und Kiefernwälder, unerbittlich, unermüdlich. Als die Sonne bereits im Begriff war unterzugehen, da tauchte endlich dscherasch in der Tiefe auf. Die Ruinen und Säulen, vom Abendsonnenglanz vergoldet, zeichneten sich in der durchsichtigen Luft schon aus weiter Ferne scharf ab und versprachen für den kommenden Tag einen seltenen Genuß. Durch die Nekropole, deren steinerne Sarkophage uns um ihrer Inschriften willen fesselten, hielten wir unsern Einzug in das antike G e r a s a.

Am nächsten Tage versenkten wir uns in die gut erhaltenen Bauten des zweiten und dritten nachchristlichen Jahrhunderts und vertieften uns in die malerischen Reize des „palästinischen Pompeji", die in der Sonne des Südens zur vollen Geltung gelangten. Über der Besichtigung war es Mittag geworden. Unser Lager, das neben den Pappelbäumen des einst Chrysorroas genannten Baches aufgeschlagen war, hatte man bereits abgebrochen und war vielleicht schon an dem zum Nachtquartier bestimmten

---

[1] Vgl. S. 18 und Palästinajahrbuch 1907, S. 13.

Orte angekommen. Unsere Pferde waren uns nachgeführt worden und erwarteten uns an dem Triumphtor im Süden der Stadt, so daß wir ohne Zeitverlust den Ritt beginnen konnten. Noch galt es, einige Höhen des ʿadschlūn zu überwinden, ehe wir in das tiefe Tal des zerḳa, des biblischen Jabbok, hinabsteigen konnten. Nach Überschreitung des Flusses, an dessen Ufern neben den giftigen Oleandern Weiden und Sidrbäume wachsen, suchten wir uns eine schattige Stelle am jenseitigen Bergabhang, der von den gelben Schmetterlingsblüten des Besenstrauches übersät war. Wurden wir auch nicht, wie einst Elia unter dem Ginster, von Engeln bedient, so sorgte immerhin der „Freund" Gottes (Chalīl = Abraham) für Speise und Trank, während das sonnendurchglühte Wasser des zerḳa die heißen Bäder der Thermen Gerasas ersetzte und uns erquickte, wenigstens so lange wir uns im Bache tummelten.

E. In der Belka.

Zum letzten Male warfen wir einen wehmütigen Blick auf das schöne Land des ʿadschlūn, die Berge und Eichenwälder Gileads, die wir so gern durchzogen und die wir liebgewonnen hatten. Dort drüben war es gewesen, wo einst die israelitischen Mädchen Jahr um Jahr vier Tage lang weinten und klagten, wie man sich erzählte, zur Erinnerung an die Tochter des Gileaditerkönigs Jephtah, die von ihrem Vater infolge eines Gelübdes der Gottheit geopfert worden war. [1]

Das Gedächtnis an jene schwülen, sinnlichen, entnervenden Zeiten in der Religionsgeschichte paßte ganz zu der schwer lastenden Glut des Schirokko, die im Laufe des Tages immer unerträglicher wurde. Aber was half es? Wir hatten keine Zeit, müde zu sein. So ging es weiter, jetzt in die belḳa hinein, deren Name an den Moabiterkönig Balak erinnert. Das Gelände der nördlichen belḳa gleicht in seinem Charakter dem des südlichen ʿadschlūn; es ist ein gebirgiges Hochland von großer Fruchtbarkeit, zum Teil von Eichen- und Terebinthen-Gestrüpp durchzogen. Je weiter man aber nach Süden geht, um so mehr ändert sich die Bodengestaltung: das Gebirge wird zur Hochbene und die Sträucher verschwinden. Wir blieben im nördlichen Teil und gelangten durch blühende Felder, die uns wiederum durch eine besondere Irisart erfreuten, zur Quelle von er-rummān, wo wir uns von den Strapazen des Tages „erholten", soweit bei dem anhaltenden, furchtbaren Schirokko von Erholung die Rede sein konnte. Unsere Araber rafften sich, da das Ende der Reise

[1] Richter 11,40.

nahte, in dankbarer Vorwegnahme des Bakschisch zu der üblichen „phantasīa“ auf, deren Repertoir, meist nur in den Landestänzen bestehend, dieses Mal um einen Mummenschanz erweitert ward. Die gelungene Imitation eines Bären erheiterte uns und zeigte uns das schauspielerische Talent der Araber in einem neuen, etwas günstigeren Lichte. Während wir uns zur Ruhe legten, plauderten unsere Leute unermüdlich weiter und mochten sich so ebenfalls über die üblichen Begleiterscheinungen des Ostwindes hinwegsetzen.

Mit dem bekannten Pfiff und der Bitte an unsern Diener Mose um Wasser (jā mūsa, moije!) ward das Lager um 5 Uhr, zu gewohnter Stunde, lebendig. Es war der letzte Tag, der uns alle vereinte und noch einmal die unangenehmen Seiten des Reiselebens in Palästina recht fühlbar zum Bewußtsein brachte. Denn noch immer plagte uns der Schirokko mit seiner schlechten Luft. Bisweilen erhoben sich leichte Wirbelwinde und trieben uns den Sand in die Augen. Bleierne Schwüle lastete auf uns und erschwerte uns das Atmen und das Reiten. Die von den andauernden Strapazen der dreiwöchigen Tour ohnehin ermüdeten Pferde schleppten sich träge durch die öde, von keinem Baum belebte, nur wenig gewellte Ebene el-buḳēʿa. Bisweilen begegneten uns Turkmenen, die von der türkischen Regierung hierher verpflanzt sind und sich von den einheimischen Arabern nur durch eine andere, farbigere Tracht unterscheiden.

Am Rande der Ebene lag chirbet ṣāfūṭ mit ihrer Kirchenruine. Schon vorher hatte ein Stein mit unzähligen eingemeißelten Kreuzen Zeugnis davon abgelegt, daß hier einst Christen gehaust hatten. Kleine Steinwürfel verrieten, daß die Kirche mit einem Mosaikfußboden geschmückt gewesen war. Große behauene Blöcke wiesen schöne christliche Ornamente und Symbole auf. Eine Inschrift erinnerte an den „Märtyrer Makarios“. Über das junge Tscherkessendorf eṣ-ṣuēlaḥ, das einen abstoßend nüchternen und langweiligen Eindruck gewährte, wie es solchen Neubauten eigentümlich ist, gelangten wir wiederum zu der Ruine chirbet idschbēha, deren Name sich mit dem biblischen Jogbeha deckt. Hier lief also die Karawanenstraße, auf der einst Gideon den Seba und Zalmuna verfolgte.[1]

Nach einem nicht gerade interessanten Ritt erreichten wir schon mittags das Ziel unserer Tagestour: ʿammān. Der heutige Name hängt noch mit den alten Ammonitern zusammen, die zur Zeit der

---

[1] Richter 8,11.

israelitischen Könige in der belka wohnten und deren Hauptstadt Rabba mit dem jetzigen ʿammān identisch ist. Als Joab bereits die „Wasserstadt“ erobert hatte, leitete David den letzten Sturm und erntete so den Ruhm, die Hauptfestung der Ammoniter eingenommen zu haben. Bei dieser Gelegenheit fiel ihm das Götzenbild Milkoms in die Hände, das eine goldene, 59 Kilogramm schwere, mit einem Edelstein geschmückte Krone trug. David entriß dem Gotte die Krone und setzte sie sich selbst aufs Haupt.[1] Ptolemäus II. Philadelphus gab der Stadt den Namen Philadelphia, der freilich die alte Bezeichnung niemals ganz zu verdrängen vermochte, und hellenisierte sie im dritten vorchristlichen Jahrhundert. Die Araber haben jetzt den Tscherkessen Platz gemacht.

Die heutigen Ruinen gehören der römischen Zeit an und sind bei weitem nicht so imponierend und zahlreich wie die von dscherasch. Gleich am Eingang des Dorfes beobachteten wir die nicht überraschende Tatsache, daß die Barbaren einen Altar in die Wand eines Hauses eingemauert hatten. Unser Lager ward zwischen den beiden Theatern aufgeschlagen, von denen das eine Odeon heißt, weil es angeblich bedeckt gewesen sein soll. Das andere Theater war besser erhalten; die verschiedenen Ränge waren noch erkennbar, selbst der Gang, durch den vornehme Zuschauer die Orchestra zu betreten pflegten und der in einen profanen Viehstall verwandelt ist, und die Zugänge zum zweiten und dritten Rang waren aller Entweihung zum Trotz vorzüglich konserviert. Hinter dem Odeon dehnt sich ein prächtiger Garten und erquickte das Auge durch sein liebliches Grün. Er erstreckt sich bis zum fischreichen Bach, der einst die „Wasserstadt“ versorgt hatte. Rings herum legten Fahrwege und gut bebaute Felder Zeugnis ab von der kulturellen Begabung der hier angesiedelten Tscherkessen. Freilich machte sich die Kultur auch schon in unangenehmer Weise bemerkbar; denn statt der wehmütig-melodischen Klänge der Hirtenflöte, die uns bisher so manches Mal erfreut hatten, schallten die schaurigen Töne einer Ziehharmonika an unser Ohr und riefen uns die lange, aber gern entbehrten europäischen Genüsse ins Gedächtnis zurück.

Als wir am anderen Morgen kaum die Stadt verlassen hatten, erblickten wir oben am Abhang eine Reihe der uns bereits wohlbekannten Dolmen. Da erinnerten wir uns, daß der Riesensarkophag des sagen- und reckenhaften Königs Og von Basan einst zu Rabbat Ammon

---

[1] 1. Sam. 12,26 ff.

gezeigt wurde.[1] Leider ist das Wort, das uns über das Material des Sarges aufklären sollte, nicht sicher zu verstehen. Gewöhnlich bedeutet es „Eisen"; da jedoch diese Bedeutung hier unpassend erscheint, wird es besser mit „Feuerstein" übersetzt.[2] Wenn das richtig wäre, dürfte man vielleicht vermuten, daß jene Nachricht an eine der gewaltigen, grade hier aus Feuerstein errichteten Steinstuben anknüpft. Wie diese heute von den Arabern in manchen Teilen des Landes „Gräber der Kinder Israels" genannt werden, so konnten sie in alter Zeit genau ebenso halb historisch, halb sagenhaft mit Helden vergangener Generationen in Zusammenhang gebracht werden. An einen wirklichen Sarkophag, der aus Eisen oder Stein gefertigt wäre, ist schwerlich zu denken, weil ein solcher in dieser Gegend und in so frühem Altertum nicht vorausgesetzt werden kann.

Nach einem langweiligen Ritt über die Hochebene bogen wir in den schönen wādi eṣ-ṣīr bei der Ruine chirbet ṣār ab. Vielleicht ist sie mit dem Dorf Azor oder Azer identisch, das Eusebius in der Nachbarschaft von Philadelphia erwähnt[3] und das nach seiner Meinung schon in der griechischen Übersetzung des Alten Testamentes vorkommt.[4] Das herrliche Waldtal führte zuerst zu einem jungen, malerisch gelegenen, nach dem wādi benannten Tscherkessendorf hinab und dann am wasserreichen, von Pappeln, Eichen und Weiden umsäumten Bache entlang. Zahlreiche Gräber und mannigfache Ruinen lehrten, daß diese Gegend einst dichter bevölkert war, als es heute der Fall ist. An einer zerstörten Mühle vorbei gelangten wir um die Mittagszeit glücklich — trotz großer Skepsis — zu der merkwürdigen Stätte von ʿarāḳ el-emīr. Sie trägt den Namen „Fürstengrotte" mit Recht. Klettert man nämlich den schmalen Pfad hinauf, so steht man alsbald auf einer künstlich verbreiterten Felsengalerie, die in beträchtlicher Höhe über dem Tal an der steilen Felswand entlang läuft. Während uns draußen die ominösen Napflöcher begegnen, kann man durch mächtige Öffnungen in das Innere einer stattlichen Zahl von Höhlen treten, die teils mit einander verbunden, teils unverbunden und bald größer, bald kleiner sind. Eine der größten weist in den Stein gehauene Krippen auf, die Chorstühlen gleichen. In

[1] 5. Mose 3,11 ff.

[2] Dasselbe Wort könnte das für die Geräte übliche Material der älteren („Feuerstein") und der jüngeren Zeit („Eisen") bezeichnen. Meist denkt man an „Basalt".

[3] Onomasticon, ed. Klostermann 12 ff.

[4] Vgl. 4. Mose 21,24.

der Wand befestigte Ringe bestätigen überdies, daß die Höhlen einst als Viehställe benutzt wurden, obwohl ihre hohe, adlerhorstähnliche Lage sie auf den ersten Blick nicht gerade sehr geeignet dafür erscheinen läßt. Die Höhlen waren bereits dem Josephus bekannt, existierten also schon zur Zeit Christi. Unwillkürlich erinnert man sich der ältesten Überlieferung über die „Krippe" des Weihnachtsevangeliums, die schon im zweiten Jahrhundert bezeugt ist. Danach handelte es sich nicht um einen gewöhnlichen Stall, sondern um eine zum Stall verwandelte „Höhle", wie wir sie hier in ʿarāḳ el-emīr vor uns haben und wie sie auch in Bethlehem und anderswo existiert haben mag.

Eine zweite Merkwürdigkeit dieser Stätte ist ein großes Kolumbarium. Kolumbarien gibt es in Palästina an manchen Orten. Während sie aber gewöhnlich in unterirdischen Höhlen vorkommen, befindet sich dieses an einem senkrechten, freistehenden Felsblock direkt unter freiem Himmel. An ihm sind sechs Reihen kleiner Nischen untereinander ausgemeißelt; jede Reihe hat vier Nischen, nur eine zählt deren fünf. Im ganzen sind es also 25 Stück. Die Höhe der Nischen beträgt im Durchschnitt etwa 25, die Breite 20 und die Tiefe 15—18 cm. Fragen wir, wozu sie gedient haben mögen, so scheint das Wort „Kolumbarium" eine Antwort darauf zu geben. Der Ausdruck bezeichnet ursprünglich das „Taubenhaus", und ist dann in bildlichem Sinne gebräuchlich geworden für die unterirdische Grabkammer, an deren Wände Nischen für Aschenkrüge angebracht waren. Wollte man die eine oder die andere Erklärung bevorzugen, immer würde man in Schwierigkeiten geraten. Gegen ein bloßes oder wirkliches Taubenhaus spricht die Tatsache, daß gegenwärtig niemals Tauben in den sogenannten Kolumbarien nisten und daß im alten Palästina die Einrichtung so kostspieliger Taubenschläge nicht recht einleuchten will, zumal wir nur von Tauben„türmen" wissen. Die Annahme aber, daß in den Nischen Aschenkrüge gestanden hätten, ist deswegen sehr unwahrscheinlich, weil dazu die Aushöhlungen viel zu klein sind. Man konnte damals noch nicht die Knochen, wie heute in einem Krematorium, zu feiner Asche verbrennen, und die Urnen müssen deshalb größeren Umfang gehabt haben. Bisher hat man die Leichenverbrennung in Palästina als eine römische Sitte oder als eine Nachahmung derselben aufgefaßt, neuerdings aber will man die Leichenverbrennung schon bei den ältesten Bewohnern des Landes nachgewiesen haben. Dadurch sind die Probleme, die sich an diese Kolumbarien knüpfen, noch verwickelter geworden und harren der glücklichen Lösung.[1]

---

[1] Vgl. oben S. 29.

Eine dritte Merkwürdigkeit bietet die Hauptruine, kaṣr el-ʿabd, „die Sklavenburg" genannt. [1] Schon Josephus erwähnt in Verbindung mit den vorhin beschriebenen Höhlen ein Schloß Tyrus in der Nähe von Hesbon und nennt als dessen Erbauer einen gewissen Hyrkanus zur Zeit Seleukus' IV., im zweiten vorchristlichen Jahrhundert. Während der Unterbau aus gewaltigen Blöcken gebildet wird, ist das Schloß selbst aus kleinen, aber immerhin noch stattlichen Quadern errichtet. Leider ist nur eine Seitenwand, und auch die nur halb, erhalten. Aber sie ist merkwürdig, weil in der obersten Reihe der Steine, soweit sie noch steht, vier Löwen roh ausgemeißelt sind. Diese Löwen als Mauerornamente sind auf palästinischem Boden einzig in ihrer Art, hingegen sind sie uns aus Babylonien ganz geläufig, wo sie uns u. a. auf Ziegelreliefs begegnen. Mögen sie hier wie anderwärts zu einem bloßen Schmuck herabgesunken sein, so repräsentierten sie doch anfangs ebenso wie die Stiere die göttlichen Wächter, die am Eingang des Himmels, der Tempel und der Paläste lagen, um feindliche Wesen und unberufene Gäste fernzuhalten. Aus der Sphäre der Religion sind sie, wie es oft in analogen Fällen beobachtet werden kann, in die Sphäre der Kunst übergegangen und haben so ihre ursprünglich religiöse Bedeutung im Laufe der Zeit mehr und mehr eingebüßt.

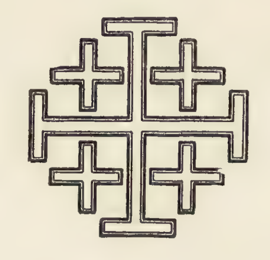
Nachdem wir mit Mühe Wasser beschafft hatten, durften wir unser Mittagessen in der glühenden, aber immerhin erträglichen Sonnenhitze verzehren. Dann ging es weiter hinab über die kahlen Berge des Hochlandes zur Jordanebene. Auf schmalen Pfaden erreichten wir ein breiteres Tal, wo wir mit der Gepäckkarawane zusammentrafen, die unter dem wehenden Banner des Halbmondes daherzog. Allmählich näherten wir uns dem Ziel, dem tell nimrīn bei esch-schūne. Dort am Rande des ṛōr, der sich mit seinen grünen Büschen vor uns dehnte, im Anblick der blauen Berge Judäas zelteten wir. Dunst und Staub füllten die vom Schirokko geschwängerte Luft und hinderten den Fernblick. So begnügten wir uns mit dem, was in der Nähe war. Neben uns floß der sēl nimrīn, der hier einst eine moabitische Siedlung begünstigt hatte. Wir stiegen den tell hinauf und besuchten seine armseligen Ruinen deren spärliche Reste zwischen Beduinengräbern verstreut sind. Doch war ein Grab nicht ohne Interesse, da auf ihm ein Reiter mit dem Schwert in der Hand, wenn auch plump, abgebildet war. Auf

---

[1] Einen bestechenden Rekonstruierungsversuch bietet H. C. Butler in Publications of the Princeton Univ. Arch. Exp., Div. II.

der gegenüberliegenden Felswand lockten zahlreiche Naturhöhlen und enttäuschten durch ihre Nichtigkeit und Kleinheit.

Durch den ṛōr kehrten wir über die Jordanbrücke, das Tote Meer, Jericho und den wādi el-ḳelt nach Jerusalem zurück und vollendeten den hier beschriebenen zweiten Teil einer Reise vom 2. bis 23. April 1907, erfüllt von den unauslöschlichen Eindrücken des an Naturschönheiten durchaus nicht armen Landes. In die Heimat aber folgt uns die Sehnsucht nach den Höhen, über die einst die Gottheit wandelte, während unter ihrem Fuß der Boden erbebte und „Milch und Honig" dem Felsen entströmten.



E. S. Mittler & Sohn, Berlin SW., Kochstr. 68—71.

